Thomas Imlau

Der Liebling des Apoll

Oppenheim
2014



Reiterstatue des Augustus in Athen

Vorwort des Autors

Dieser historische Roman beschreibt in einzelnen Szenen den Aufstieg des Gaius Octavius, des späteren Augustus. Er beleuchtet dabei verschiedene Ereignisse der Jahre 45 bis 43 so, wie die damals handelnden Personen diese empfunden haben könnten.

Davon abgesehen sind alle Akteure historisch belegt und ebenso wurde die zeitliche Reihenfolge der geschilderten Ereignisse streng eingehalten, wobei als Quellen hauptsächlich die Briefe und Reden Ciceros und Appians Geschichte der römischen Bürgerkriege dienten.

Bei der Auswahl der in den Text eingefügten Porträts handelt es sich mit wenigen Ausnahmen um fiktive Zuweisungen, die dem Autor jedoch geeignet erschienen, den von ihm geschilderten Figuren zusätzliches Leben einzuhauchen.

Ein diesbezügliches Verzeichnis zur Information des Lesers befindet sich am Ende des Buches.

Thomas Imlau

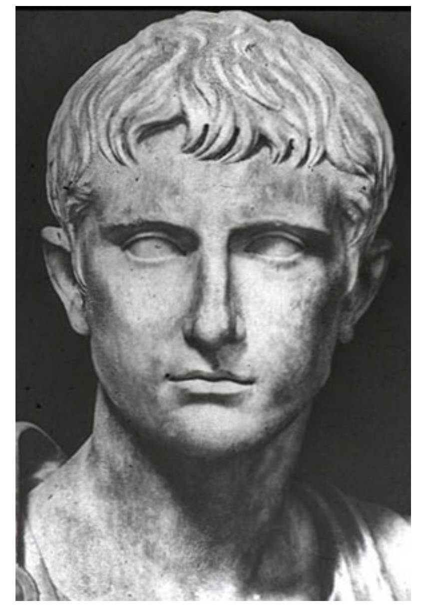
45 v. Chr.

Es regnete in Rom. Die Herbstregen hatten mit Macht eingesetzt und über die Siebenhügelstadt zogen in rascher Reihenfolge vom nahen tyrrhenischen Meer her die Wolken. Regenschleier stoben heran und die Wipfel der schlanken Zypressen bogen sich unter dem Ansturm des Seewindes.

In der Kolonnade des Peristyls eines am Abhang des Ianiculum gelegenen Hauses saß am Vorabend seines achtzehnten Geburtstages Gaius Octavius und blickte sah hinaus in den peitschenden Regen. Um ihn her klatschte und tropfte es. Wie Bindfäden stand der Regen vor den Öffnungen der Portikus gegen den grauen Himmel.

Octavius saß auf einem reichverzierten bronzenen Klappstuhl, den er zum Schutz vor den sintflutartig herabstürzenden Regenfluten in den Säulengang gestellt hatte. Er beobachtete er die Vorgänge in dem aufgeweichten Ziergarten, wo das seit Tagen dem Himmel entströmende Wasser bereits das Fassungsvermögen der durch Blätter verstopften Abflußkanäle zu übersteigen begann und das Erdreich der kunstvoll angelegten Beete in Schlamm verwandelte. Unablässig

sprühten und perlten die Wassertropfen von den Blättern der immergrünen Sträucher und bei jedem Windstoß machte sich ein unangenehm feuchtkalter Hauch bemerkbar.
In der Hand hielt Octavius eine Papyrusrolle, die eine Sammlung religiöser Vorkommnisse enthielt, die sog. *commentarii pontificum*, denn er gehörte dem Kollegium der sechzehn *pontifices* an. Die Priesterwürde des Octavius hatte ursprünglich Domitius Ahenobarbus innegehabt und sie war seit dessen Tod in der Schlacht bei Pharsalos unbesetzt geblieben, bis Caesar sie seinem Großneffen verliehen hatte.



Den Papyrus mit dem Sakraltext hatte Octavius dem Archiv der Pontifices entnommen, um sich die zur Ausübung seines neuen Amtes wichtigen Texte einzuprägen. Während des Opfers durfte man sich nämlich nicht den leichtesten Versprecher leisten, da sonst die ganze Opferhandlung unwirksam wurde und von Anfang an wiederholt werden mußte.

Die Opferpriester waren eine Körperschaft routinierter Spezialisten, die ihr Metier so perfekt beherrschten, daß sie keine Fehler machten. Obwohl Octavius wußte, daß man von Angehörigen der römischen Nobilität nicht verlangte, es den Berufspriestern gleichzutun, zumal es sich bei ihren Priestertümern zumeist um politische Ehrenämter handelte, setzte er doch seinen ganzen Ehrgeiz darein, die komplizierten Formeln der

Götterbeschwörungen fehlerfrei rezitieren zu können.

Der böige Wind trieb immer wieder einzelne Regentropfen bis in den Säulengang hinein, so daß Octavius um den wertvollen Papyrus zu fürchten begann, der aus Ägypten importiert war und in Rom eine Kostbarkeit darstellte. Denn hier schrieb man auf hölzerne Täfelchen, die auf einer Seite mit Wachs überzogen waren, welches erstens wasserfest und zweitens immer wieder verwendbar war, weil man die Wachsschicht nach Ausstreichung des alten Textes erneut beschreiben konnte. So ließen sich auch Fehler leicht korrigieren.

Selbst Testamente pflegten die Römer solchen Wachstäfelchen anzuvertrauen, die man zusammengeklappte, um die Wachsschicht zu schützen und anschließend versiegelte. Papyrus hingegen war gegen widrige Umwelteinflüsse wie Nässe sehr empfindlich und der aus dem Archiv obendrein alt und brüchig und die Buchstaben winzig, weil der Schreiber auf dem teuren Material möglichst viel Text unterzubringen bemüht gewesen war.

Die geöffnete Papyrusrolle der winzigen Buchstaben wegen dicht vor die Augen haltend, buchstabierte Octavius den schwierigen Text. Nach einer Weile hielt er inne und nahm aus einer Glasschale, die auf einem Tischchen neben ihm stand, eine Pflaume. Genüßlich schob er sich die glatte, blauglänzende Frucht in den Mund. Köstlich, die neue Ernte vom Landgut! Prickelnd säuerlich im Geschmack.

Er spuckte den Stein über das Mäuerchen, das den Garten gegen den Säulengang abgrenzte. Genußvoll leckte er sich die Lippen und griff schon nach der

nächsten Pflaume, als plötzlich ein heftiger Windstoß den Regen fast waagrecht zu ihm herübertrieb, so daß einige große Tropfen auf den empfindlichen Papyrus klatschten. Blitzschnell wischte er mit den Fingern über die feuchten Stellen, jedoch nicht schnell genug, um Flecken zu verhindern.

Bestürzt sprang Octavius so heftig auf die Füße, daß sein Stuhl auf den Estrich klapperte. Eine Beschädigung des wertvollen Dokuments hatte ihm gerade noch gefehlt! Ärgerlich zog er die Brauen zusammen: Jetzt reichte es! Er eilte aus dem zugigen Säulengang in das geschützte Innere des Hauses, wo er sich in seinem Zimmer aufs Bett fallen ließ und einem Sklaven befahl, die Lichter zu entzünden.

Als schließlich mehrere Öllampen ausreichende Helligkeit spendeten, lehnte er sich auf weiche Kissen gestützt bequem zurück und entrollte den Papyrus erneut, um seine schwierige Lektüre fortzusetzen.

Doch wieder wurde er unterbrochen, diesmal nicht durch Regen und Wind, sondern durch seine Mutter Atia, die mit den Worten hereinkam: »Gaius, stell dir vor, dein Großonkel will, daß du ihn als Magister Equitum in den Partherkrieg begleitest! Was sagst du dazu?!«

Octavius ließ die Schriftrolle sinken und starrte sie an.

»Du schweigst? Weißt du denn nicht, welche Ehre und Auszeichnung das für dich bedeutet?!«

Der Herbstregen war wieder stärker geworden und eine plötzliche Sturmböe peitschte schwere Tropfen gegen die Scheiben des kleinen Fensters, das nur wenig Licht hindurchließ. Es klang, als pochten Finger-

knöchel gegen das schlierige Glas. Einige Herzschläge lang war kein anderes Geräusch als das monotone, einschläfernde Prasseln des Sturzregens im Raum zu vernehmen. Zerstreut murmelte Octavius vor sich hin: »Wenn es in Rom regnet, dann regnet es richtig!«

»Ist das alles, was du zu bemerken beliebst? Sag mir lieber, was du von Caesars Angebot hältst!«

In seiner bequemen, liegenden Haltung verharrend und seine Mutter groß anblickend rang sich Octavius endlich die Erklärung ab, daß es ihm die Sprache verschlagen habe.

Sich aufrichtend, holte er tief Luft und meinte er mit entschuldigendem Lächeln: »Liebste Mutter, ich brauche Zeit, die Nachricht zu verdauen. Sie kommt sehr überraschend. Natürlich möchte ich militärische Erfahrungen sammeln und Caesars Magister Equitum werden. Welcher Römer würde das nicht wollen! Ich fürchte nur, daß meine geistigen Studien, die mir sehr wichtig sind, dabei zu kurz kommen könnten.«

Insgeheim jedoch erfüllte ihn ein Triumphgefühl, das er nur unter Aufbietung aller Verstellungskunst zu verbergen in der Lage war. Aus den Augenwinkeln warf er einen verstohlenen Seitenblick auf seine Mutter. Diese musterte ihn prüfend und meinte lakonisch: »Schon gut, du mußt dich mit diesem Gedanken erst vertraut machen, ihn *verdauen*, wie du es nennst. Verdaue aber nicht zu lange, denn ein solches Amt, nach dem sich jeder andere die Finger lecken würde, wird dir nur einmal angeboten!«

Und mit erhobener Stimme: »Du solltest auf diesen Gunstbeweis Caesars stolz sein. Er will dir dadurch zeigen, wieviel er von dir hält. Und daß er deine Quali-

täten kennt! Denk' doch mal daran, was du ihm alles zu verdanken hast! Daß du schon mit zwölf Jahren auf dem Forum die Grabrede für deine Großmutter halten durftest und bereits mit fünfzehn die Männertoga verliehen bekamst: das alles hast du allein Caesar zu verdanken! Außerdem hat er dich zum Patrizier gemacht und dich sogar in das Kollegium der Pontifices aufnehmen lassen!«



Atia hatte sich bei der Aufzählung der Wohltaten des Großonkels in Eifer geredet: »Denk' nur an den Vorsitz bei den griechischen Spielen, eine Ehre, die gewöhnlich nur hohen Würdenträgern zuteil wird. Und muß ich dich daran erinnern, daß du letztes Jahr sogar am Triumphzug über König Juba von Numidien und die in Afrika besiegten Pompeianer teilnehmen durftest und unlängst an Caesars Triumph über die Söhne des Pompeius!?«

Octavius lächelte vor sich hin. Gerne dachte er an die Triumphzüge zurück. Das waren erhebende Erlebnisse gewesen und er hatte die *hasta pura* tragen dürfen, die vergoldete Ehrenlanze. Überdies hatte er das Beipferd von Caesars Triumphquadriga geritten wie einst Sullas Sohn Faustus beim Triumph seines Vaters. Weniger schön war allerdings die Erinnerung an die griechischen Spiele! Da hatte er sich nämlich einen Sonnenstich geholt, der ihn wochenlang ans Bett gefesselt hatte und an dessen Folgen er noch immer litt.

Atia war zu Ende. Erwartungsvoll blickte sie ihren Sohn an. Doch da kam nichts. Erzürnt ob des Phlegmas, mit dem Octavius die in ihren Augen sensationelle Mitteilung aufnahm, musterte sie ihn kopfschüttelnd. Seine Psyche würde ihr wohl immer ein Rätsel bleiben. Was war er doch für ein hölzerner Patron! Stets dieses Zurückhaltende, Abwägende, Taktierende, das ihm zur zweiten Natur geworden zu sein schien. Niemand kannte ihn wirklich, nicht einmal seine nächsten Angehörigen. Wo sollte das noch hinführen? In plötzlicher Verärgerung biß sie die Zähne zusammen: ihre ganze Hoffnung beruhte jetzt auf Caesar, denn wenn überhaupt jemand mit dem eigenartigen jungen Herrn fertig werden konnte, dann dieser. Sein Stiefvater Philippus hingegen…

Beim Gedanken an ihren zweiten Mann verzog sie unwillkürlich ihr Gesicht. Und für jetzt hatte sie auch von ihrem Sohn genug. Nur weg aus dessen Zimmer! Ihre Stola zusammenraffend und hinauseilend rief sie Octavius zu: »Ich verstehe dich einfach nicht! — Caesar hat sich für heute abend zum Essen angesagt. Überlege dir doch bitte bis dahin, was du ihm sagen wirst!«

Mit ausdruckslosem Gesicht blickte Octavius seiner Mutter nach, verschränkte die Arme hinter dem Kopf und sah zur hohen Zimmerdecke empor, die in der zunehmenden Dämmerung des regnerischen Nachmittags bereits dem trüben Tageslicht zu entgleiten begann. Nachdenklich ruhte sein Blick auf den neumodischen Stukkaturen mit den Götterszenen, die typisch für den Geschmack seines Stiefvaters waren. Als er versuchte, sich auf die dazwischenliegenden Medail-

lons mit den farbigen Fresken zu konzentrieren, gelang ihm das nicht: blicklos starrte er durch die heitere gemalte Welt hindurch, denn seine Gedanken waren ganz woanders.

Erneut lächelte Octavius. Es war ein tiefes, zufriedenes Lächeln. Endlich war er, Gaius Octavius, von Caesar so zur Kenntnis genommen worden, wie er sich das immer gewünscht hatte! Und das, obwohl er kaum achtzehn Jahre zählte! Es ging nicht mehr um Kleinigkeiten wie die *hasta pura* oder den Ritt neben dem *currus triumphalis*. Nein — er war auf dem besten Weg zum Platz im Triumphwagen selbst. Denn nun würde er Caesar in den großen Krieg gegen die Parther begleiten, die letzten noch unbesiegten Gegner Roms! Das war *die* Gelegenheit! Er würde sich Kriegsruhm erwerben. Das würde vor allem den hochfahrenden Marcus Antonius ärgern, der sich für den Größten hielt, weil ihn Caesars Gnadensonne schon allzulange wärmte.

Wie hatte es ihn damals gewurmt, als er Caesar nach Spanien entgegegen gereist war und ihn dort abgeholt hatte, daß auf der Heimreise nach Rom dieser Antonius von Caesar auf das höchste geehrt worden war, indem der ihn in seinem eigenen Wagen mitfahren ließ, während er, der doch sein Großneffe war und die Strapazen der langen Reise auf sich genommen hatte, zusammen mit Decimus Brutus Albinus im zweiten Wagen dahinter fahren und dessen Staub schlucken mußte! Obendrein hatte Antonius ihn bei jeder Gelegenheit von oben herab behandelt und ihn fühlen lassen, daß er ihn nicht für voll nahm, obwohl er der Großneffe Caesars war. Dafür haßte er ihn; und das um so

mehr, als er in Caesars Gegenwart diesen Haß verbergen mußte. Umso größer war seine Schadenfreude gewesen, als er vor kurzem erfahren hatte, daß sein verhaßter Rivale sich bei Caesar unmöglich zu machen im Begriff war, weil er den Kaufpreis für die von ihm frech ersteigerten Besitzungen des Pompeius nicht bezahlen konnte, so daß Caesar ihn schon wiederholt hatte mahnen lassen.

Und dann Marcus Brutus, dieser philosophierende Moralapostel, der es wie kein anderer verstanden hatte, sich bei Caesar einzuschmeicheln! Ihre glücklicherweise seltenen Begegnungen hatten Octavius stets mit Unbehagen erfüllt.

Doch nun ist er die Nummer Eins, er, Gaius Octavius, dessen Großvater sich noch mit den Ehrenämtern einer Kleinstadt zufriedengegeben hatte. Zwar war schließlich sein Vater in den römischen Senat eingezogen, hatte es bis zur Praetur gebracht, anschließend seine Provinz vorbildlich verwaltet, war jedoch unglücklicherweise vor Erlangung des Konsulats gestorben. Er jedoch würde Konsul werden, das war er seinem Vater schuldig! Und Caesar würde ihm dazu verhelfen, so wie er ihm bisher zu allem anderen verholfen hatte!

Octavius konnte nicht länger liegenbleiben. Er sprang auf und ging mit großen Schritten auf und ab. Seine Gedanken überstürzten sich. Spontan griff er zu einem Spiegel aus poliertem Metall und starrte hinein, als sähe er sich zum ersten Mal. Welche Miene sollte er künftig aufsetzten? Hoheitsvoll und unnahbar? Leutselig? Voll Eifer probierte er wechselnde Mienen aus, die jedoch bald zu Grimassen entarteten, als er

des Spiels überdrüssig zu werden begann. — Mit geschlossenen Augen begann er sich nun seine zukünftige Rolle auszumalen. Er sah sich als Imperator und Triumphator. Ihm würde nichts mehr unmöglich sein. Vorher allerdings mußte er erst einmal das Kriegshandwerk erlernen. Und einen besseren Lehrmeister als den Eroberer Galliens konnte es da gar nicht geben. Von ihm würde er lernen, wie man Menschen führte. Und manipulierte! Das war wichtig, darauf kam es an. Und er würde als Magister Equitum, als Reiterführer des Dictators an Caesars Seite sein, wenn der unbesiegbare Feldherr die glorreichen Schlachten der Zukunft schlug. Noch dazu ging es in das geheimnisvolle Persien, das voll märchenhafter Reichtümer war. Er würde die Länder sehen, die Alexander einst durchzogen hatte!

Der junge König der Makedonen war in seinem Alter gewesen, als er in einem beispiellosen Siegeszug die Riesenheere des Perserkönigs Darius vor sich hertrieb, immer weiter gen Osten, den Grenzen der bewohnten Erde entgegen. Apollodorus hatte im Unterricht oft davon erzählt. Er hatte die Marschroute des makedonischen Heeres in eine große Landkarte eingezeichnet und Agrippa, Maecenas, Salvidienus und er — sie hatten mit glänzenden Augen davor gesessen, sich gegenseitig die Namen der Orte genannt, an denen Alexander seine großen Schlachten geschlagen hatte, waren die Route des Alexanderzuges mit dem Finger nachgefahren und hatten sich dabei ausgemalt, wie sie durch Steppen und über Gebirge zogen, kämpfend und siegend!

Voller Vorfreude lachte Octavius, denn vor ihm lag

eine herrliche und aufregende Zukunft. Zerstreut griff er erneut zum Spiegel und starrte sein Abbild an, das ihm ein blasses ovales Antlitz zeigte, umrahmt von leicht gelockten, rötlichblonden Haaren.

ABENDS KAM DER DICTATOR CAESAR in Begleitung seiner vierundzwanzig Liktoren. Die Leibwache aus treu ergebenen Spaniern hatte er schon vor einiger Zeit aufgelöst, da nach seiner Meinung nur Tyrannen einer solchen bedurften. Seine Ankunft fiel mit einem erneuten Wolkenbruch zusammen und die Männer trugen den Geruch von nasser Wolle ins Haus. Das Gefolge postierte sich auf Befehl Caesars im geräumigen Atrium, wo es seine Umhänge trocknen konnte und verköstigt wurde, während es dort auf den Dictator wartete.

Zum Essen im Kreis der Verwandten begleitete ihn nur Cornelius Balbus, der zu seinen engsten Vertrauten gehörte und hier in Rom ständig um ihn war. Balbus war zusammen mit dem Bankier Oppius bereits seit vielen Jahren Caesars Geschäftsträger. Er war kein Römer, sondern stammte aus einer der führenden Familien der spanischen Stadt Gades und war mit Caesar seit dessen dortiger Statthalterschaft eng verbunden. Bereits der junge Balbus hatte sich als so tüchtig erwiesen, daß er von Pompeius nach dessen siegreich beendetem Krieg gegen Sertorius das römische Bürgerrecht erhalten hatte. Einer der Konsuln, die dafür auf Wunsch des Pompeius den Antrag stellten, war Cn. Cornelius Lentulus Clodianus gewesen, dessen Gentilnamen Balbus nach römischem Brauch annahm.

Lucius Cornelius Balbus besaß ein gewinnendes und liebenswürdiges Wesen, sodaß er auch in dieser Beziehung als alter ego seines Herrn und Meisters gelten konnte. In den Kreisen der römischen Nobilität wußte er sich seit Jahren geschickt zu behaupten und wurde selbst von den politischen Gegnern Caesars respektiert. Zusammen mit dem Bankier Oppius oblag es ihm, Caesars sämtliche Geschäfte abzuwickeln. Gesuche an Caesar bezüglich irgendwelcher Posten oder finanzieller Unterstützung wurden ausschließlich von diesen beiden geprüft und weitergeleitet. Ebenso waren sie für Korrespondenz, Nachrichtendienst und Reisevorbereitungen Caesars zuständig. Nach dem Sieg im Bürgerkrieg erhielten Oppius und Balbus von Caesar Weisungen über die Behandlung prominenter Personen der unterlegenen Partei, und sie handelten dementsprechend, indem sie mündlich und brieflich Senatoren für Caesars Ziele zu gewinnen wußten, seine politischen Zielsetzungen propagierten und selbst Cicero zu Tendenzschriften zu bewegen verstanden. In Optimatenkreisen nannte man die beiden Vertrauensleute Caesars die »Dioskuren«, wobei Balbus als Pollux wie im Kult Oppius ausstach.

Das Abendessen fand im engsten Familienkreis statt. Außer Caesar und Balbus nahmen nur Octavius' Mutter Atia, seine beiden Schwestern Octavia die Ältere und die Jüngere, Octavius' Stiefvater Lucius Marcius Philippus sowie dessen gleichnamiger Sohn daran teil.

Lucius Marcius Philippus war sichtlich geehrt durch Caesars Besuch. War es schon schwierig, beim Dictator Audienz zu erhalten, so konnte sich zur Zeit in Rom kaum jemand rühmen, den Vielbeschäftigten,

den neben seiner gesetzgeberischen Tätigkeit die Vorbereitungen zum Krieg gegen die Parther voll und ganz in Anspruch nahmen, zu Gast zu haben. Und auch Philippus hatte Caesars Besuch nur dem Umstand zu verdanken, daß er der Stiefvater seines Großneffen war.

Um seinem mächtigen Gast zu schmeicheln, bot er ihm an, das Mahl an seiner Stelle mit der üblichen feierlichen Anrufung der Götter zu eröffnen, obwohl dies dem Herkommen nach sein Vorrecht als pater familias war. Sich höflich für die Ehre bedankend meinte Caesar jedoch, es liege ihm fern, die Rechte des Hausherrn und Gastgebers zu schmälern, zumal er seit seinen gallischen Feldzügen gewohnt sei, sich ohne große Umschweife zu Tisch zu begeben.

Auf Atias mißbilligenden Blick hin fügte er leicht belustigt hinzu, daß er, was die Anrufung der Götter außerhalb offizieller Anlässe angehe, ohnehin seine eigenen Vorstellungen habe. Philippus beeilte sich daraufhin, die hergebrachten Gebetsformeln zu sprechen und anschließend den Sklaven das Zeichen zum Auftragen der Speisen zu geben.

Octavius war bester Laune, da er den Ehrenplatz unmittelbar neben dem Dictator einnahm, denn dieser war schließlich seinetwegen gekommen. Während die Männer liegend speisten, saßen die Frauen auf Stühlen, eine Anordnung, die Atia getroffen hatte, da sie ein sittenstrenges Haus altrömischer Prägung führte. Caesar hatte dies amüsiert zur Kenntnis genommen, da er die Art seiner Nichte kannte.

Das mit korinthischen Säulen geschmückte Triclinium hatte derartige Ausmaße, daß die kleine achtköpfi-

ge Gesellschaft darin ein wenig verloren wirkte. Tatsächlich überstieg die Zahl der aufwartenden Sklaven die der Gäste. Der weite Raum wurde jedoch durch geschickt postierte Kandelaber so raffiniert beleuchtet, daß er dennoch behaglich wirkte, und die erlesenen Speisen trugen das ihre dazu bei, dem anspruchsvollen Gast den Aufenthalt angenehm zu gestalten.

Gut gelaunt hob der Dictator seinen Becher: »Auf das Wohl meines Großneffen!« Und alle in der Runde tranken Octavius zu, der vor Stolz errötete. Er genoß es unendlich, im Mittelpunkt zu stehen. ›So wird es von nun an immer sein!‹ dachte er zufrieden.



Im Laufe des Abends wurde die Unterhaltung zwangloser und angeregter und wandte sich auch dem bevorstehenden Partherkrieg zu. In seiner überlegenen Art entwickelte Caesar den Anwesenden seinen Feldzugsplan und erklärte: »Der Krieg gegen die Parther wird kein Spaziergang. Ich gedenke mich zuerst gegen die Daker zu wenden und nach deren Unterwerfung die Parther anzugreifen. Ich habe diesen Feldzug unter Abwägung aller Eventualitäten sorgfältig geplant, denn man sollte die Parther keinesfalls unterschätzen, wie dies Crassus leider tat.«

Fasziniert lauschten die Teilnehmer des Banketts Caesars Ausführungen, selbst Balbus, der doch ständig um Caesar war und infolgedessen die Pläne des Dictators zur Genüge kannte, während Octavius an

des Feldherrn Lippen hing und sich im Stillen gratulierte, daß er Gelegenheit erhielt, die Kriegskunst von diesem Meister persönlich zu erlernen.

Im weiteren Verlauf der Unterhaltung kam die Sprache auf den gescheiterten Feldzug des Crassus und seine vernichtende Niederlage und Ermordung in der Ebene von Carrhae. Es war den parthischen Reitern damals gelungen, das Heer des Crassus, das überwiegend aus Fußtruppen bestanden hatte, in die baumlose Ebene zu locken. Dort hatten die berittenen Bogenschützen der Parther und Araber die schwerfälligen Legionen unaufhörlich umschwärmt und mit Zehntausenden von Pfeilen und Wurfspeeren überschüttet, die auf Kamelen ununterbrochen herangeschafft wurden, bis die Römer und ihre Hilfstruppen diesem Beschuß nicht mehr gewachsen gewesen waren. — Bedauernde Worte fand Caesar zum Tod des jungen Publius Crassus, der bei ihm in Gallien die Reiterei befehligt hatte: »Der junge Crassus war für mich ein wirklicher Verlust, und ich habe ihn seinerzeit nur äußerst ungern zu seinem Vater gehen lassen.«

Und zu Octavius gewandt: »Wir werden die verlorenen Feldzeichen des Crassus zurückholen!« Das klang aus seinem Mund wie eine abgemachte Sache und Octavius wußte, daß es so sein würde, denn es schwebte eine Aura der Unbesiegbarkeit um Caesar, wie sie sonst nur von Alexander dem Großen überliefert wurde.

Schließlich eröffnete der Dictator seinem Großneffen, daß er ihn nach Apollonia zu schicken beabsichtigte, damit er dort seine Griechischkenntnisse vertiefen und sich auch im Gebrauch der Waffen üben soll-

te.

»Besser«, fügte er hinzu, »als es dir auf dem Marsfeld möglich ist. Du wirst außerdem bei den in Makedonien stationierten Legionen militärische Grundkenntnisse erwerben. Und die sind Voraussetzung für das Kommando, das ich dir zugedacht habe. Ich möchte nämlich vermeiden, daß meine Soldaten dich so verachten wie jene aristokratischen Nullen, die bei den Legionen ihre Laufbahn als Militärtribunen zu beginnen pflegen, ohne einen blassen Schimmer vom Waffenhandwerk zu haben. Deshalb habe ich angeordnet, daß Abordnungen der in Makedonien stehenden Legionen dich in Apollonia aufsuchen, um dich kennenzulernen. Weiterhin gedenke ich, wenn du dich in Apollonia bewährst, dich für die Dauer des Feldzugs an Stelle des Lepidus, der die spanischen Provinzen übernehmen wird, zu meinem Magister Equitum zu ernennen.«

Octavius war hocherfreut. Endlich! Auf diese Worte hatte er den ganzen Abend gewartet. Er würde der Reiterführer des Dictators, also Vicedictator werden! Und das in seinem Alter! Von Stolz und Freude erfüllt dachte Octavius sofort an seine Freunde Marcus Vipsanius Agrippa und Quintus Salvidienus Rufus. Sie mußten ihn unbedingt in den Partherkrieg begleiten, um Zeugen seiner künftigen Heldentaten zu werden!

Daher empfahl er sie Caesar wärmstens, und dieser erlaubte ihm zu seiner Genugtuung die beiden Freunde nach Apollonia mitzunehmen, wobei es wie gewöhnlich hieß: »Balbus, kümmere dich bitte darum!«

Octavius wußte an diesem Abend noch nicht, daß Lucius Cornelius Balbus nur wenige Monate später sein wichtigster Helfer im Kampf um Caesars politi-

sches Erbe sein würde. Doch lag das jetzt noch im Dunkel der Zukunft verborgen und das Gastmahl ging mit dem Opfer an die Hausgötter und dem abschließenden Nachtisch heiter und unbeschwert zu Ende.

Nachdem Caesar sich verabschiedet hatte, zog Octavius sich zufrieden in sein Zimmer zurück und noch vor dem Schlafengehen kritzelte er ein Schreibtäfelchen an seinen Freund Gaius Cilnius Maecenas in Aretium:

C. Octavius grüßt C. Maecenas.
Caesar schickt mich zum Studium nach Apollonia. Wäre lieber nach Athen gegangen. Habe noch nie etwas von Apollonia gehört. Liegt irgendwo in Epirus in Küstennähe. Als ich Caesar gegenüber Athen erwähnte, meinte dieser nur, Apollonia sei als Aufenthaltsort für mich besser geeignet, da es näher an seiner Ausgangsbasis für den großen Feldzug liege. Deshalb Apollonia und nicht Athen. Ich könne dort leichter Kontakt zum Militär aufnehmen. Caesar wünscht, daß ich mich an das Soldatenleben gewöhne. Das wird mir nicht schwerfallen! Aber was erzähle ich Dir! Und daß ich bei den Soldaten bekannt werde! Und Salvidienus und Agrippa dürfen mich begleiten! Ich wollte, auch du könntest mit von der Partie sein! Und nun das Beste: Caesar hat mich zum Magister Equitum designiert! Leb' wohl!

ALS OCTAVIUS am Morgen darauf erwachte, dachte er als erstes an die Ereignisse des letzten Abends. *Magister Equitum!* Freudig erregt sprang er mit beiden Füßen zugleich aus dem Bett und eilte ohne Frühstück aus dem Haus, um Agrippa und Salvidienus aufzusuchen.

Nach dem Regen der letzten Tage war der Himmel endlich wieder klar und die Morgensonne schien ihm direkt in die Augen, als er aus dem Portal kam. Blinzelnd betrat er die Straße und tief sog er die frische würzige Herbstluft ein. Er fühlte sich prächtig und hätte Bäume ausreißen können. Beschwingt eilte er den Hügel hinunter, dem Haus des Q. Salvidienus Rufus zu.

Salvidienus war der Sohn eines reichen Steuerpächters und lebte in den Carinae am Abhang des Esquilin. Das Anwesen, in dem seine Familie seit einigen Jahren residierte, war ursprünglich das Stadthaus der Tullier gewesen. Als der Vater Ciceros kurz vor Beginn des Bundesgenossenkrieges aus Arpinum nach Rom gezogen war, um seinem damals knapp fünfzehnjährigen Sohn eine politische Laufbahn im Zentrum der Macht zu ermöglichen, hatte er es gekauft, weil es in einer damals etwas abgelegenen und somit nicht teuren Gegend, aber günstig zum Forum gelegen war. Später, als Marcus Tullius Cicero seine großen Prozeßerfolge hatte, kaufte er mit einem Darlehen des jüngeren Sulla das große Haus auf dem Palatin und überließ das Elternhaus in den Carinae seinem jüngeren Bruder Quintus. Dieser bewohnte es einige Jahre selbst und vermietete es, als er als Legat des Pompeius nach Sardinien ging. Noch während seines dortigen Aufenthaltes

erwarb er neben dem Haus seines Bruders auf dem palatinischen Hügel ein Grundstück und ließ sich dort ein Haus bauen.

Zu diesem Zeitpunkt war der Vater des Salvidienus gerade aus der Provinz Asia Minor zurückgekehrt, wo er eine der Pachtgesellschaften geleitet hatte, die in den Provinzen die Steuern eintrieben. Römischer Ritter wie Quintus Cicero, kannte er ihn seit dessen Statthalterschaft und kaufte ihm das Haus in den Carinae ab. Die Gelegenheit war für beide günstig: Salvidienus Senior suchte ein Stadthaus und Quintus Cicero benötigte Geld für den Neubau auf dem Palatin.

Als Octavius vom schnellen Lauf noch ganz außer Atem an dem erstaunten Türhüter vorbei quer durchs Atrium ins Zimmer seines Freundes schoß, war dieser gerade dabei, seine Waffen zusammenzupacken, um sich zum Training aufs Marsfeld zu begeben. Als er Octavius erblickte, rief er verwundert:

»Ave Octavi! – Was führt denn dich zu so früher Stunde hierher?!«

Octavius ließ sich in einen Stuhl fallen und deutete mit breitem Grinsen auf die Waffen: »Brichst du zum Partherkrieg auf?!«

»Schön wär's. Würde ich lieber heute als morgen. Aber Caesar wird mich kaum mitnehmen. Dabei brenne ich darauf, endlich einmal eine richtige Schlacht zu erleben und nicht nur auf Holzpfähle einzudreschen.«

Das Grinsen des Octavius wurde noch breiter. Er griff sich das Schwert des Salvidienus, zog es langsam aus der Scheide und prüfte die Schärfe der Schneide.

Ihn mißtrauisch beobachtend knurrte Salvidienus: »Du bist doch nicht hier, um zu sehen, ob mein

Schwert scharf genug ist! Ich sehe dir doch an, daß du etwas im Schilde führst. Sag' schon, was es ist und spann mich nicht länger auf die Folter!«

Octavius sah zu ihm auf. Der Freund hatte die muskulösen Arme in die Hüften gestemmt und starrte ihn herausfordernd an.

»Ist ja schon gut. Ich sag's dir ja.« — Und nach einer Pause: »Ich glaube, deine Chancen für eine Teilnahme am Partherkrieg stehen gar nicht so schlecht.«

»Was sagst du da?« Salvidienus trat einen Schritt näher.

»Nicht mehr und nicht weniger, als daß du mit mir und Marcus Agrippa in Caesars Gefolge in den Partherkrieg ziehen wirst.«

»Sag das noch mal!«

Octavius erhob sich langsam und meinte herablassend: »Mein Großonkel hat verfügt, daß ich als sein Magister Equitum den Feldzug gegen die Parther mitmachen und zwei Freunde auswählen darf, die mich begleiten. Meine Wahl fiel auf dich und Marcus Agrippa.«

»Magister Equitum, der Stellvertreter des Dictators?!«

Salvidienus packte ihn bei den Oberarmen: »Schwöre mir, daß du die Wahrheit sagst!«

Unwillig schüttelte Octavius ihn ab: »Laß das in Zukunft, denn ich werde bald dein Imperator sein!«

Salvidienus setzte zu einer spöttischen Erwiderung an; als er jedoch den Ausdruck in den Augen seines Freundes sah, schluckte er sie hinunter. Bei sich jedoch dachte er, was für ein überheblicher Angeber Octavius doch sei und daß ihm eine tüchtige Tracht Prügel nicht schaden könnte.

Dieser fixierte ihn einen Moment lang, als hätte er seine Gedanken gelesen, und meinte dann: »Komm, laß uns zu Agrippa eilen und ihm sein Glück mitteilen!«

EINIGE TAGE SPÄTER saß Gaius Octavius auf der Terrasse der am Abhang des Janiculum gelegenen Vorstadtvilla des Philippus in der Morgensonne und studierte einen Pergamentkodex mit dem Bericht des Kallisthenes über die Feldzüge Alexanders des Großen. Schon äußerlich zeichnete sich dieses Werk dadurch aus, daß es sich nicht um eine der üblichen umständlich zu handhabenden Papyrusrollen handelte, die man sich unter das Kinn klemmen mußte, wenn man die Hände freihaben wollte, sondern daß es aus einzelnen Pergamentblättern bestand, die zu einem Buchblock gebunden waren, so daß man sie umblättern und das Buch geöffnet auf dem Tisch liegenlassen konnte. Außerdem waren die Seiten durchnumeriert, was die Suche nach einer bestimmten Stelle sehr erleichterte. Überdies besaß das Buch ein Register, was bei den meisten auf Papyrus geschriebenen Werken nicht der Fall war.

Spannend schilderte Kallisthenes, der ein Neffe des Aristoteles war und Alexander auf seinen Feldzügen begleitet hatte, auf mehreren hundert Seiten, wie der junge König alle seine Gegner besiegt und ein ungeheures Reich erobert hatte. Die zahlreichen farbigen Abbildungen, die das Prachtwerk schmückten, gefielen Octavius ganz besonders.

Im Mittelpunkt der Illustrationen, die von einem erst-

rangigen Künstler stammten, stand stets die Gestalt Alexanders: so war in einer ganzseitigen Abbildung der Moment festgehalten, in dem der junge König der Makedonen bei Issos an der Spitze seiner Reiterei auf seinem legendären Streitroß Bukephalos in die Schlachtreihe der Perser einbrach. Ein anderes Bild zeigte Alexander bei seinem berühmten Besuch der Oase Siwa und des dortigen Orakels des Zeus Ammon, ein weiteres bei der feierlichen Gründung von Alexandria.

Seit Octavius anläßlich seines achtzehnten Geburtstages erfahren hatte, daß er ausersehen war, als Caesars Magister Equitum an der Eroberung des Partherreiches mitzuwirken, hatte er nichts eiligeres zu tun gehabt, als sich alle in Rom erreichbaren Veröffentlichungen über den Alexanderzug zu besorgen, wobei ihm sein Lehrer Apollodorus behilflich gewesen war. Und das Glanzstück unter all den Werken über die Eroberung Persiens war die vor ihm liegende Prachtausgabe. Sie stammte aus der königlichen Bibliothek von Pergamon und war seinerzeit durch Lucullus nach Rom gelangt.

Die rasch steigende Sonne ließ die farbigen Illustrationen des Kodex stark aufleuchten, so daß Octavius die Augen abwandte. Er schlug das Buch zu und trat an den Rand der Terrasse, von wo aus er einen umfassenden Rundblick über das gesamte Marsfeld und einen Teil Roms genoß, denn das Anwesen des Philippus lag hoch oben am Hang des Janiculum.

Seine Augen mit der Hand beschattend blickte Octavius in die Runde. Unter den Rom umgebenden Gebirgszügen zog der Mons Albanus durch seinen impo-

santen Aufbau die Aufmerksamkeit ganz besonders auf sich. Ein ungeheurer ausgebrannter Vulkan der Vorzeit, erhob er sich inmitten der Ebene Latiums, ein gewaltiges Ringgebirge, ähnlich denjenigen, welche die Oberfläche des Mondes bedecken. Der älteste Kraterring, etwa zehn Kilometer im Durchmesser zählend, bildete die breite, in sanften Abhängen in die Ebene auslaufende Basis, aus welcher stufenweise die jüngeren, engeren Kraterbildungen emporstiegen bis zur höchsten und letzten der vulkanischen Ausfallpforten, dem nahezu tausend Meter hohen Kegel des Mons Albanus. Von dort wälzten sich einst die Lavaströme über die umliegende Ebene bis wenige Schritte vor die Stelle, wo sich später die Mauern Roms erhoben; von dort kamen die mächtigen Schichten vulkanischer Asche, welche den fruchtbaren Boden der Campagna und den festen Baugrund Roms bildeten.

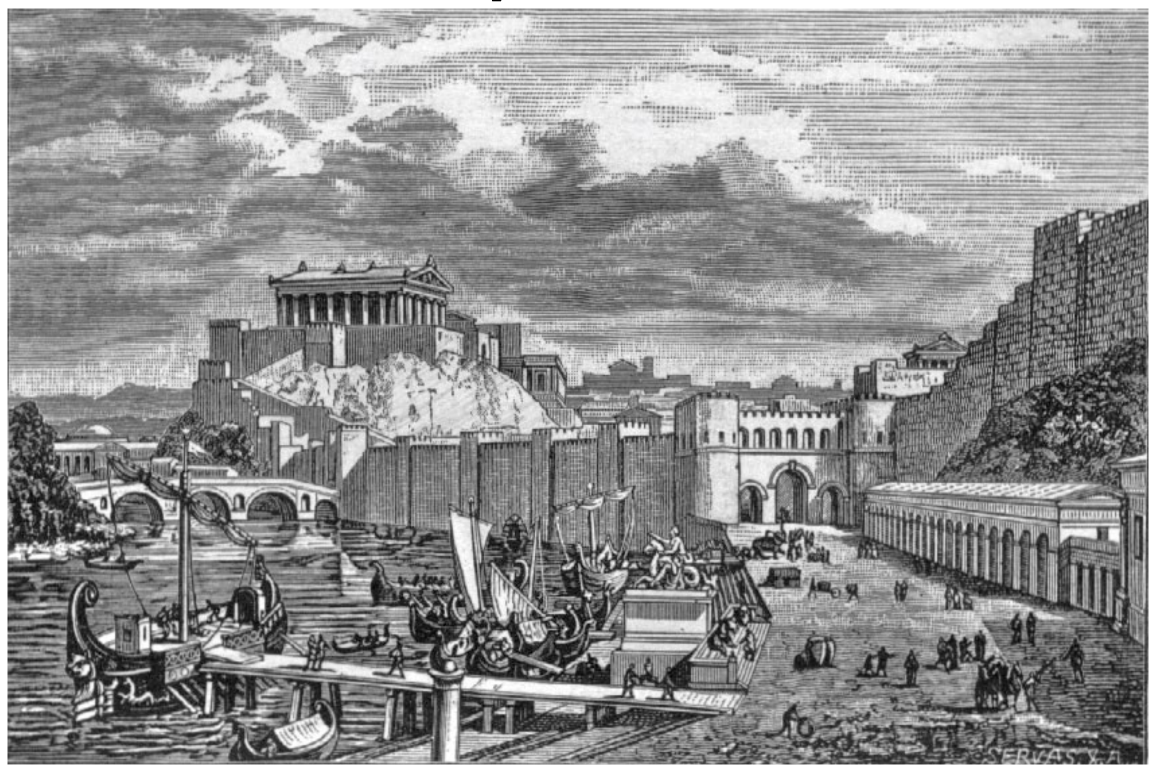
Alle vorspringenden Ränder waren mit uralten Städten bedeckt, deren zyklopische Mauern aus grünenden Kastanienwäldern und prangenden Wein- und Obstgärten weit ins Land hinausblickten. Am Fuß des höchsten Kraterberges lag das alte Alba Longa, von wo der Sage nach die ersten Ansiedler in die Sümpfe der Tiberniederung herabgestiegen waren und hoch oben auf der Bergkuppe leuchtete Tusculum in der Morgensonne.

Jedoch der Mons Albanus, der Burgberg Latiums, dessen Gipfel den Tempel des Jupiter Latiaris trug, war nicht der einzige Zeuge urweltlicher Naturgewalten in dieser jetzt so friedlichen Landschaft. Von Norden her reichten die Ausläufer der vulkanischen Etruskerberge bis an die Ufer des Tiber heran. Auch der

Kranz des leuchtenden Kalkgebirges im Osten, der Apennin, der den Kreis vom Albanergebirge bis zu den Höhen von Veji schloß, hatte seinen Anteil an der Gründungsgeschichte Roms. Sein Name Sabinergebirge erinnerte an jenes kriegerische Bergvolk der Sabiner, das den Römern nicht nur Jungfrauen, sondern auch streitbare Männer geliefert hatte.

Im Osten lag auf halber Höhe des Gebirgsrückens das »schattige Tibur«, während weiter nördlich die in manchem Winter schneebedeckte Pyramide des Sorakt aufragte, die große Landmarke der Via Flaminia.

Von diesem großartigen Rahmen eingefaßt, breitete sich die Siebenhügelstadt zu Füßen des Octavius aus, der von seinem Standpunkt aus auch die durch den



Dauerregen angeschwollenen lehmigen Fluten des Tiber, der momentan seinen Namen Flavus — der Gelbe — völlig zu Recht trug, sich schäumend dahinwälzen sah. Zu seiner Rechten erblickte er die mächtige Rück-

seite des Jupitertempels, auf dessen dem Forum zugewandtem Giebel Statuen und Quadriga im Morgenlicht funkelten. Halb durch ihm verdeckt die Arx mit dem Tempel der Juno, wo bereits die Rauchsäule einer morgendlichen Opferhandlung aufstieg.

Vom fernen Abhang des Kapitols zog sich die alte Stadtmauer des Servius Tullius mit ihren ungeschlachten Quadern bis zum Tiberhafen hinab, wo bereits zu dieser frühen Stunde ein ameisenhaftes Gewimmel zu erkennen war, und noch ein Stück flußabwärts lag die Tiberinsel mit ihren beiden Brücken und dem Tempel des Äskulap.

Inmitten der weiten Ebene des Marsfeldes, das Octavius bequem überblicken konnte, erhoben sich als Kontrast zur alten Stadt die neuen Bauten des Pompeius. Diese waren vor erst wenigen Jahren von griechischen Architekten aus dem Erlös der Beute Asiens auf dem Privatbesitz des Pompeius errichtet worden und bestanden aus einem großen Theater mit den dazugehörigen Säulenhallen und der geräumigen Curia Pompeiana, in der sich der Senat seit dem Brand der Curia Hostilia häufig zu versammeln pflegte. Das Halbrund des Theaters, das zehntausend Zuschauer fassen konnte, wurde an seiner höchsten Stelle von einem Tempel der Venus Victrix gekrönt, zu dem die Zuschauerränge wie eine gewaltige Treppenflucht hinaufführten.

Die sich daran anschließenden ausgedehnten und prächtigen Wandelhallen waren mit Gemälden alter griechischer Meister geschmückt, welche nach der Eroberung Griechenlands nach Rom geschafft worden waren. Außerdem standen darin die Kolossalstatuen

der von Pompeius besiegten Völker, die den Bürgern Roms stets die überragenden kriegerischen Leistungen des Pompeius Magnus vor Augen führen sollten, und deren Auswahl und Aufstellung Titus Pomponius Atticus im Auftrag des Triumvirn arrangiert hatte. Da sah man unter anderem die Personifikation von Kilikien, die daran erinnern sollte, daß Pompeius im Seeräuberkrieg innerhalb von nur 66 Tagen das gesamte östliche Mittelmeer von den Piraten gesäubert hatte, denen hauptsächlich Kilikien mit seiner zerklüfteten Felsküste als Schlupfwinkel und Ausgangsbasis gedient hatte.

An Regentagen benutzen die Römer, vor Nässe und Wind geschützt, die Säulenhallen zum Lustwandeln, während sie dort im Hochsommer Schatten und Schutz vor der Sonne fanden. Dieser großartige Monumentalkomplex des Pompeius stellte alles in den Schatten, was bisher in Rom an Bauwerken errichtet worden war und selbst das neue Forum Caesars konnte sich mit ihm nicht messen.

Vom Marsfeld trug der Wind jetzt Hornsignale herüber. Dort war die Jugend Roms an diesem sonnigen Morgen wie gewöhnlich dabei, sich körperlich zu ertüchtigen, indem sie teils Scheinkämpfe veranstaltete oder Ballspiele betrieb, teils reitend oder auch im Rennwagen über die Wiesenfläche raste.

Wo die Grasnarbe durch Pferdehufe, Wagenräder und nicht zuletzt durch die Stiefel der Wettkämpfer abgenutzt war, stiegen bereits die ersten Staubwolken auf. Unter einem dieser Staubschleier, die wie leichte Nebelschwaden in der klaren Herbstluft hingen, konnte Octavius die Stelle vermuten, wo seine beiden

Freunde ihre überschüssigen Kräfte abreagierten. Denn seit Salvidienus und Agrippa erfahren hatten, daß sie am Partherkrieg teilnehmen durften, betrieben sie ihre gewohnten kriegerischen Übungen mit noch größerem Eifer. Verbissen droschen sie schon am frühen Vormittag mit stumpfen Übungsschwertern auf Holzpfähle ein, übten mit ihren schweren Schilden Laufen und Springen und bereiteten sich durch jegliche Art von Ausdauertraining auf den Kampf vor. Die freundschaftliche Einladung, an ihren schweißtreibenden Übungen teilzunehmen, hatte Octavius dankend abgelehnt. Er haßte es, unnötig ins Schwitzen zu geraten und zog es vor, sich auf seine Art auf seine Aufgabe als Reiterführer und Stellvertreter des Dictators Caesar vorzubereiten.

Spöttisch lachte Octavius vor sich hin: Sollten Agrippa und Salvidienus ruhig keuchen und schwitzen! Er selbst hatte besseres zu tun.

EINE KAVALKADE von Reisewagen und Reitern zog auf der Via Appia gen Süden. Ihr Ziel war die Hafenstadt Brundisium am Endpunkt dieser Straße. Es regnete wieder, und das Basaltpflaster der Konsularstraße glänzte vor Nässe. Mißmutig blickte Gaius Octavius in den Regen hinaus, der den bewaffneten Reitern, die den Zug eskortieren, ins Gesicht peitschte. In seiner Gesellschaft befanden sich seine Mutter, sein Hauslehrer Apollodorus von Pergamon, Marcus Vipsanius Agrippa, Quintus Salvidienus Rufus und das übliche Gefolge von Sklaven und Freigelassenen. Die Insassen des an der Spitze fahrenden Reisewagens dösten ge-

langweilt vor sich hin, falls bei den heftigen Achsstößen, denen das schwerfällige Gefährt auf dem Basaltpflaster ausgesetzt war, von Dösen überhaupt die Rede sein konnte. Sie alle waren auf dem Weg nach Apollonia.

Atia begleitete ihren Sohn nach Brundisium, um sich zu vergewissern, daß er gut aufs Schiff käme. Sie war noch immer verstimmt, wenn sie daran dachte, wie leicht Philippus es sich gemacht hatte, indem er ihnen gerade einmal bis zur Porta Capena das Geleit gegeben hatte, wo er sich »dringender Geschäfte halber« von Octavius verabschiedet hatte. Sie selbst hatte bei Caesar alle Hebel in Bewegung gesetzt, um für ihren Sohn eine glanzvolle Stellung zu erreichen, während Philippus, ein lauer Politiker, der sein Mäntelchen nach dem Wind zu hängen pflegte, ein phlegmatischer Epikuräer, der seine Ruhe haben wollte und gewohnt war, daß die Ehrenämter, die das römische Volk zu vergeben hatte, ihm und seinem leiblichen Sohn aufgrund ihrer Herkunft in den Schoß fielen, für seinen Stiefsohn keinen Finger gerührt hatte.

Nach einer mehrtägigen Reise über die Via Appia, die streckenweise der dringenden Ausbesserung bedurft hätte, erreichte die kleine Reisegesellschaft endlich Brundisium. Unterwegs hatten sie auf den Landgütern von Standesgenossen übernachtet, wie es üblich war, wenn Angehörige der römischen Nobilität reisten.

Seit Tarent hatte die Straße auf ihrem letzten Abschnitt durch die apulische Küstenebene geführt. Sie hatten Olivenhaine passiert, waren an Weingärten und Weizenfeldern vorbeigekommen, die abgeerntet und

stopplig des Winters harrten. Schaf- und Viehherden weideten auf den angrenzenden Wiesen. Manchmal, wenn die Via Appia über eine Hügelkuppe führte, konnten sie bereits das Meer ausmachen, glatt und von strahlendem, gleißendem Blau. Es war ein herrlicher Anblick. Dennoch waren sie froh gewesen, am Horizont endlich ihr Ziel auftauchen zu sehen.

In Brundisium, wo auf Befehl Caesars seit dem Ende des Bürgerkrieges eine Abteilung der ravennatischen Kriegsflotte unter dem Kommando des Flottenpräfekten Marcus Aquilius Felix stationiert war, stiegen sie in dem weitläufigen Anwesen eines der Klienten des Dictators, eines reichen Freigelassenen, ab.

Sobald der Praefectus Classis von ihrer Ankunft in Kenntnis gesetzt worden war, ließ er sich eilends in ihr Quartier tragen, um sich persönlich nach ihrem Befinden zu erkundigen und sie für den Abend zum Gastmahl ins Praetorium einzuladen. Er hatte von Caesar den Befehl erhalten, seinen illustren Gästen bis zu deren Abfahrt nach Apollonia den Aufenthalt in der Hafenstadt so angenehm wie möglich zu gestalten, ein Auftrag, den er eifrig und nach besten Kräften zu erfüllen gedachte. Er freute er sich über die große Ehre, die Nichte und den Großneffen des allmächtigen Dictators bewirten zu dürfen und fühlte sich besonders geschmeichelt durch ein persönliches Handschreiben Caesars, in dem ihm das Wohlergehen des Gaius Octavius in Hinsicht auf dessen zarte Konstitution nochmals eindringlich ans Herz gelegt wurde. Im Schreiben Caesars stand auch, daß sein Großneffe zum *magister equitum* designiert sei, was ihn einem Praetor gleichstelle und er deshalb mit besonderem Respekt zu be-

handeln sei.

Aquilius Felix hatte zum Gastmahl auch den Trierarchen der für die Überfahrt der Reisegesellschaft vorgesehenen Trireme hinzugezogen, um ihn seinem jungen Gast und dessen Mutter vorzustellen und ihm gleichzeitig ans Herz gelegt, die Abfahrt nach Apollonia wegen der vorgerückten Jahreszeit und der damit verbundenen Wetterrisiken möglichst zu beschleunigen. Zu seiner Genugtuung konnte er bereits am zweiten Tag nach Ankunft der Reisenden dem Großneffen Caesars die erfreuliche Mitteilung machen, daß der Dreiruderer, der sie nach Apollonia bringen sollte, seeklar sei.

So begab sich denn Gaius Octavius zusammen mit Lehrer, Freunden, Freigelassenen und Sklaven am Morgen des darauffolgenden Tages nach dem üblichen Opfer an Neptun und nachdem Mutter und Sohn sich ein letztes Mal umarmt hatten an Bord der Trireme der ravennatischen Flotte. Zu Ehren des designierten *magister equitum* hatte der Trierarch die Seesoldaten in Parade antreten lassen, wobei die leuchtend roten Tuniken der Offiziere einen prächtigen Kontrast zum schlichten blauen Tuch der Mannschaftsdienstgrade bildeten.

ALS DAS GROSSE KRIEGSSCHIFF mit Hilfe seiner untersten Ruderreihe majestätisch aus dem weiten Hafenbecken glitt, tanzten in seiner Heckwelle die bunten Fischerboote wie Spielzeuge und mancher Fluch wurde ihm nachgeschickt, während sehnige braune Arme sich drohend reckten.



Die drei Freunde lehnten an der Reling und beobachteten, wie die Hafenanlagen von Brundisium allmählich zurückblieben und ein schwerfällig segelndes Handelsschiff in ihrem Kielwasser immer kleiner wurde.

Agrippa stützte seine sonnengebräunten, muskulösen Arme auf das Holz der Reling und spuckte ins Kielwasser, das schäumend an der niedrigen Bordwand des schlanken Kriegsschiffes entlangströmte. Sein Speichel tanzte weiß auf dem grünlichen Wasser und sofort schossen kleine Fische an die Oberfläche und schnappten unter dem Gelächter der drei Freunde nach der vermeintlichen Beute. Das riesige viereckige Segel, das der Trierarch aufziehen ließ, sobald das Schiff aus dem Windschatten des Landes heraus war, blähte sich mächtig unter dem Druck des kräftig auffrischenden Windes vor einem tiefblauen Herbsthimmel. In gleichmäßigem Takt tauchten die Riemen ins schäumende Wasser und bewirkten im Verein mit dem Wind, daß die Trireme rasch Fahrt aufnahm. Sie be-

wegten sich in exaktem Gleichmaß auf und ab und blitzten hell in der Sonne, sooft sie federnd das Wasser peitschten. Die Vielzahl der Riemen, die sich wie ein einzelner bewegten, bot ein Bild von vollendeter Schönheit. Auf, vorwärts, abwärts bewegten sie sich in stetigem Rhythmus und ihre Blätter blieben dabei doch gleichmäßig ausgerichtet. Aus der Ferne wirkten sie wie die weißen Schwingen einer Möwe.

Die Planken knarrten, die Taue ächzten und die Schreie der Meeresvögel, die das auslaufende Schiff umflatterten, gaben ihnen das Geleit. Fasziniert beobachtete Octavius die eleganten Flugmanöver der Möwen, die scheinbar schwerelos durch den Äther glitten und dabei unablässig die Köpfe drehten, um mit scharfen Augen nach Beute zu spähen. Einer der gewandten Räuber segelte in nur wenigen Metern Abstand auf gleicher Höhe mit ihm. Die Möwe schien in der Luft zu stehen, da sie gleiche Geschwindigkeit mit dem Schiff hielt. Der Vogel und Octavius starrten sich einen Moment lang in die Augen, dann wurde die Möwe des Spiels überdrüssig und drehte mit einem heiseren Schrei ab. Octavius hingegen wurde nicht müde, den Möwen zuzusehen, wie diese das Schiff bis weit hinaus auf die Adria begleiteten. Dort allerdings verloren sich die kühnen Segler nach und nach, so daß die Trireme schließlich einsam ihre gischtige Spur durch das smaragdfarbene Wasser pflügte, während die Küste Italiens allmählich zu verblassen begann.

Das Verhalten der Vögel hatte Octavius schon immer fasziniert, vor allem das der großen Raubvögel, die stundenlang in großer Höhe kreisen konnten und denen er zuzusehen pflegte, wenn sie sich mit wildem

stolzem Schrei im Aufwind der Berghänge immer höher emporschraubten, bis sie auch dem schärfsten Auge nur noch als schwarzer Punkt im blauen Firmament erschienen. Als er noch ein Knabe gewesen war, hatte ihm ein Augur von den zwölf Geiern erzählt, die Romulus, dem Gründer Roms, die Herrschaft verheißen hatten. Die Deutung und Beobachtung des Vogelfluges war eine Disziplin, welche die Vorfahren von den Etruskern übernahmen und die bei wichtigen Anlässen bis auf den heutigen Tag gepflegt wurde, wenn auch aufgeklärte Geister wie Caesar diese Kunst als abergläubischen Unfug bezeichneten.

Noch lange konnten die Freunde die Küste Italiens als schwachen blaugrünen Streifen am Horizont ausmachen, der sich erst gegen Mittag gänzlich zu verlieren begann, denn der schöne Herbsttag war von außerordentlicher Klarheit. Sie befanden sich jetzt endgültig auf hoher See, wo die grünliche Färbung des Meerwassers, die stets die Nähe von Land anzuzeigen pflegt, nun in ein tiefdunkles Blau übergegangen war. Und auch der ungemein starke und deutliche Landgeruch, der lange Zeit wie frischer Heuduft vom Wind zu ihnen herübergetragen worden war, war gänzlich verflogen.

Der Trierarch hatte für seine illustren Passagiere ein Sonnensegel aufspannen lassen, in dessen Schatten die Reisegesellschaft sich nun zum Mittagsmahl lagerte. Mit gesundem Appetit langte man zu, denn Sonne und salzige Meeresbrise hatten die jungen Männer hungrig gemacht.

Kauend fragte Octavius den Trierarchen: »Wann werden wir die Küste von Epirus erblicken?«

»Sofern der Wind stetig bleibt, in zwei bis drei Tagen.«

»Man sagte mir, daß im Herbst mit Stürmen zu rechnen sei.«

»Das ist wahr, ich glaube jedoch, daß das Wetter hält und wir mit einer ruhigen Überfahrt rechnen können.«

Erfreut wandte Octavius sich seinen schmausenden Gefährten zu: »Dann werden wir bereits übermorgen die Berge von Epirus zu Gesicht bekommen. Eigentlich schade, daß diese angenehme Überfahrt nicht länger dauert. Es gibt doch nichts Schöneres, als so dahinzugleiten und sich von den Wogen schaukeln zu lassen!«

Apollodorus von Pergamon nickte beifällig, während Salvidienus und Agrippa ihre Weinbecher hoben und im Chor riefen: »So möge es sein!«

Letzterer schlug vor: »Laßt uns dem Neptun das Weinopfer bringen!«

Er befahl dem Sklaven, dessen Aufgabe es war, den Wein einzuschenken: »Gib Ungemischten!«

Geschickt die Bewegungen des Schiffes ausbalancierend, trat er an die Reling. Dort hielt er mit waagrecht ausgestrecktem Arm seinen Becher über die Wogen und sprach mit feierlicher Miene: »Neptuno sacrum!» Mit diesen Worten goß er den Inhalt des Bechers ins Meer. Der ölig wirkende unverdünnte Wein schäumte auf der Wasseroberfläche auf, funkelte in allen Farben des Regenbogens und vermischte sich sodann mit dem tiefblauen Meerwasser. Octavius und Salvidienus, die sich ihm unterdessen zugesellt hatten, gossen den Inhalt ihrer Becher ebenfalls ins aufschäumende Meer.

Jetzt war es Octavius, der vorschlug:» Laßt uns dem Neptun auch die Becher weihen!«

Die drei Freunde schleuderten ihre schweren Silberbecher weit aufs Meer hinaus, wo sie aufklatschend und eine Blasenspur hinter sich herziehend in der bodenlosen Tiefe versanken. Ihr Sinken ließ sich noch lange verfolgen, da das Wasser hier draußen außerordentlich durchsichtig war und die einfallenden Sonnenstrahlen das Silber unter Wasser aufblitzen ließen. Mißbilligend das graue Haupt schüttelnd sah es Apollodorus von Pergamon, denn die Becher waren wertvoll, während das Opfer an den Beherrscher des Meeres von den abergläubischen Seeleuten mit beifälligem Gemurmel aufgenommen wurde.

Marcus Agrippa liebte es, den Matrosen bei der Arbeit zuzusehen. Er beobachtete, wie sie unter rhythmischem Gesang mit vereinten Kräften das große Segel aufzogen und sah beeindruckt, wie präzise jeder Handgriff saß. Das war römische Disziplin! Nicht nur das Land, auch das Meer mußte sich der überlegenen Herrschaft Roms beugen. Und Neptun, der Herrscher des Meeres, war dem gottesfürchtigen römischen Volk gewogen und trug willig seine Flotten.

Es war in den spanischen Gewässern gewesen, als er zum ersten Mal einen römischen Flottenverband gesehen hatte. Konnte es einen hinreißenderen Anblick geben als eine römische Kriegsflotte in voller Formation? Die Segel der in exakt gleichmäßigen Abständen rudernden Triremen hatten in der Sonne geleuchtet und die Rüstungen und Waffen der Soldaten so sehr gefunkelt, daß ihr Glanz in den Augen schmerzte. Das war auf der Fahrt von Calpia nach Carthago Nova gewe-

sen, die er zusammen mit Salvidienus und Maecenas als Begleiter des Octavius gemacht hatte.

Seit Agrippa in Brundisium an Bord des Kriegsschiffes gekommen war, hatten ihn dessen Größe und Linienführung beeindruckt. Er hatte eine Vorliebe fürs nasse Element und daher Neptun zu seinem Schutzgott erkoren, während die anderen als typische Römer alles Wasser mit Mißtrauen beäugten. Man wußte ja nicht, was sich unter der Oberfläche verbarg.

Auf Wunsch Agrippas sprach Octavius mit dem Trierarchen Gaius Iulius Priscus und bat diesen, seinem Freund eine Besichtigung der Trireme zu gestatten. Eifrig ergriff dieser die Gelegenheit, den Wunsch des Großneffen Caesars zu erfüllen und erwiderte liebenswürdig: »Es wird mir eine Ehre sein, deinen Freund persönlich zu führen.«

Gleich nach dem Essen suchte Agrippa daher den Kommandanten der Trireme auf. Priscus, ein kräftiger, schlanker Mann mittleren Alters trug eine leuchtend blaue Tunika. Er war ein erfahrener Seemann und nahm zudem unter den Freigelassenen des Dictators Caesar eine besondere Vertrauensstellung ein, weshalb dieser ihn mit dem Befehl über die Trireme betraut hatte.

Priscus musterte Agrippa, und was er sah, gefiel ihm. Denn er sah einen kräftigen, geradezu athletisch gebauten jungen Mann mit angenehmen, regelmäßigen Zügen vor sich. Er begrüßte seinen jungen Passagier mit freundlichen Worten und einem kräftigen Händedruck, der von Agrippa ebenso kräftig erwidert wurde.

DIE TRIREME der ravennatischen Flotte trug den Namen Castor, und wie Iulius Priscus erklärte, existierte bei der Flotte von Misenum ein Schwesterschiff namens Pollux. Als Agrippa ihn gleich zu Anfang mit einer Flut von Fragen überschütten wollte, wehrte er lächelnd ab und bat den wißbegierigen jungen Mann, ihm zunächst einmal unter Deck zu folgen.

Ein Niedergang führte hinunter ins Reich der Ruderer. Dieses erstreckte sich über die gesamte Länge des Schiffes und lag trotz der zahlreichen Ruderöffnungen und mehrerer Oberlichte in geheimnisvollem Halbdunkel. Zwar hingen von den Deckenbalken an eisernen Ketten etliche im Rhythmus der Schiffsbewegungen hin- und herpendelnde große Laternen, brannten gegenwärtig jedoch nicht. Mitten durch diese halbdunkle Unterwelt verlief ein breiter Mittelgang, auf dem in regelmäßigen Abständen die säulenartigen Stützbalken des Oberdecks ruhten. Als Agrippas Augen sich an das Zwielicht gewöhnt hatten, erblickte er zu beiden Seiten dieses Ganges ein stufenförmiges System von Ruderbänken, die in unterschiedlicher Höhe angebracht waren und zwischen ihnen die langen Schäfte der jetzt eingezogenen Ruder.

Priscus erklärte: »Die Trireme Castor, auf der wir uns hier befinden, ist ein Kriegsschiff der Flotte von Ravenna und erst kürzlich nach einer Bauzeit von knapp dreißig Tagen in Dienst gestellt worden: ist also nagelneu. Bei einer Länge von vierunddreißig Metern — daher die Bezeichnung *navis longa* — und einer Breite von sechs Metern hat sie einen Tiefgang von nur knapp einem Meter.«

Auf die Frage Agrippas nach der Lebensdauer eines

solchen Kriegsschiffes erwiderte er: »Das kommt auf die Gewässer an, in denen das Kriegsschiff eingesetzt wird. Nach unseren Erfahrungen kann man im Allgemeinen mit zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren rechnen.«

Der Trierarch blickte Agrippa forschend an: »Noch Fragen dazu? – Gut! – Dann komme ich zur Besatzung. Außer mir und meinen Offizieren hat diese Trireme eine Mannschaft von zweihundertzweiundvierzig Mann, die aus achtzig Seesoldaten, den Classiarii, und einhundertzweiundsechzig Seeleuten, den Nautae besteht. Dazu kommen noch einige zusätzliche Dienstgrade wie Schiffsarzt und Verwaltungspersonal.

Was die Nautae angeht, so zerfallen diese wiederum in zwei verschiedene Dienstzweige, nämlich in den seemännischen und den schiffstechnischen Dienst. Den seemännischen Dienst versehen zwölf Seeleute, die zuständig für Decksdienst, Segeldienst, Signaldienst, Ausguckdienst, Lecksicherungsdienst und Brandbekämpfung sind.

Den schiffstechnischen Dienst im eigentlichen Sinn versehen die einhundertfünfzig Ruderer, die Remiges, die wiederum drei verschiedene Gruppen bilden, welche Thraniten, Zygiten und Thalamiten heißen. Zweimal fünfundzwanzig Thraniten, also insgesamt fünfzig Mann rudern innerhalb der Rudergalerie, die der eigentlichen Bordwand vorgelagert die oberste Ruderreihe beherbergt. Unterhalb der Thraniten rudern entsprechend der Rundung der Bordwand leicht nach innen versetzt zweimal fünfundzwanzig Zygiten in der mittleren Reihe, und unter diesen noch zweimal fünfundzwanzig Thalamiten in der untersten und tiefstgele-

genen Ruderreihe, die sich nur noch knapp einen Meter über der Wasserlinie befindet. Deshalb haben deren Riemen, wie der technische Ausdruck für die Ruder lautet, Ledermanschetten, die das Eindringen von Spritzwasser verhindern. Bei starkem Seegang oder Sturm können die Öffnungen nach Einziehen der Ruder völlig abgedichtet werden. Dann sind in der Regel nur noch die Thranitenruder, also die obersten, in Betrieb, während die unteren Pforten hermetisch geschlossen werden, um zu verhindern, daß Wasser eindringt und Ruder durch die Wogen abgebrochen werden.«

Agrippa, der aufmerksam zugehört hatte, wollte wissen, woher die verschiedenen Bezeichnungen für die Ruderer kämen. Priscus erklärte ihm, es seien von der römischen Flotte übernommene griechische Fachausdrücke, so wie auch der lateinische Name Trireme vom griechischen *Triere,* was Dreiruderer heiße, abge-



leitet sei.

»Thraniten kommt von *thranos*, dem griechischen

Namen für den Deckbalken und bezeichnet daher die oberste Reihe der Ruderer, weil diese direkt unter dem Deck sitzen. Zygiten kommt von *zygos*, was Ruderbank bedeutet und die mittlere Reihe der Ruderer bezeichnet. Thalamiten schließlich ist abgeleitet von *thalamos*, wie der griechische Ausdruck für den untersten Schiffsraum lautet, und bedeutet demgemäß die unterste Reihe der Ruderer.«

Priscus wies in die Runde: »Wie du siehst, sind sämtliche Riemen jetzt eingezogen, da wir vor dem Wind segeln. Es halten sich deshalb auch keine Ruderer hier unten auf. Sie sind alle an Deck, wo sie ihre Freiwache dazu nutzen, sich auszuruhen, Ausrüstungsteile auszubessern und zu pflegen oder sich eine kalte Mahlzeit zuzubereiten. Wie bei der Legion hat die Mannschaft für die Zubereitung ihrer Mahlzeiten selbst zu sorgen, indem sie das mitgeführte Getreide mit Handmühlen zu Mehl vermahlt. Die ausgegebene Verpflegung besteht aus Gerste und Weizen, Zwieback, Öl, Rauch- oder Pökelfleisch, gesalzenem Fisch, Käse, Zwiebeln und Knoblauch. Die an Bord mitgeführten Nahrungsmittel und Wasservorräte sind allerdings nur für wenige Seetage bemessen, da der Stauraum auf einem Kriegsschiff sehr begrenzt ist. Wann immer es möglich ist, gehen wir deshalb abends an Land, wo die Männer in Zelten übernachten und sich auch ein warmes Essen zubereiten können, was hier an Bord wegen der Feuergefahr verboten ist. – Außerdem siehst du ja selbst, wie eng es hier ist, so daß die Männer auf den regelmäßigen Landgang angewiesen sind. Überfahrten wie diese sind die Ausnahme, da wir normalerweise entlang der Küsten patrouillieren.«

Er wies auf die Ruderbänke: »Die Ruderbänke – *transtra*, sind so angeordnet, daß jeder Ruderer in einem bestimmten Abstand – *interscalmium* zu seinem Vordermann sitzt, um in seinen Bewegungen bei der Ruderarbeit nicht behindert zu werden. Jeder Mann bedient ein Ruder von knapp vier Metern Länge, wobei die Thraniten der obersten Reihe die größte Kraft aufwenden müssen, da sie aufgrund des spitzen Winkels den ungünstigsten Wirkungsgrad haben.«

Agrippa schlängelte sich durch die oberste Reihe der jetzt leeren Ruderbänke bis zur Bordwand, wo die Ruder abgelegt waren. Nicht ohne Anstrengung hob er eines an, und während er über dessen glatten Schaft strich, meinte er mit anerkennender Grimasse: »Deine Männer müssen ganz schöne Kraft in den Armen haben!«

Die lobende Äußerung Agrippas freute den Trierarchen und er stimmte daher lebhaft zu: »Das kannst du laut sagen! Ja, meine Ruderer sind wahre Athleten! Und nicht nur das: sie sind hochkarätige Spezialisten! Und das muß auch so sein, denn von ihrer Kraft, Ausbildung und Motivation hängt in der Seeschlacht das Schicksal des Schiffes ab. Deshalb dienen auf unseren Schiffen vom Matrosen bis zum Ruderer ausschließlich freie, gutbesoldete Männer, denen zudem zahlreiche Beförderungsmöglichkeiten bis hinauf zum Rang eines Trierarchen offenstehen. Die Ruderer sind schon deshalb ein sehr wertvoller Teil der Mannschaft, weil ohne sie kein Kriegsschiff seinen Kampfauftrag erfüllen könnte. Nicht zuletzt aus diesem Grund setzt die römische Flotte an Bord ihrer Kriegsschiffe im Ruderdienst ausschließlich freie Männer ein, wobei die Seeleute der

ravennatischen Flotte fast alle aus Dalmatien und Pannonien kommen.

Zwar ist es in der Vergangenheit leider einige Male vorgekommen, daß auch Kriegsgefangene oder Sklaven zum Ruderdienst herangezogen werden mußten, dies wurde jedoch stets als Notmaßnahme betrachtet, wobei Sklaven vor Betreten der Planken eines Kriegsschiffes freigelassen wurden und auch die Kriegsgefangenen nach Ableistung ihrer Ruderarbeit die Freiheit wiedererhielten. Und auch dann wurde nur eine möglichst geringe Anzahl dieser Lückenbüßer verwendet und sie so unter das Stammpersonal gemischt, daß auf einen ausgebildeter Ruderer jeweils nur ein Kriegsgefangener oder freigelassener Sklave kam.«

Marcus Agrippa, der dem Vortrag des Trierarchen über die Ruderer fasziniert gelauscht hatte, bat Iulius Priscus, ihm deren Einsatz in der Seeschlacht zu schildern.

Bereitwillig auf den Wunsch Agrippas eingehend, begann der Trierarch: »Im Zuge der Annäherung an einen Gegner gibt es drei Geschwindigkeitsstufen, bei denen alle Ruderreihen in Betrieb sind und deren erste Stufe die Marschgeschwindigkeit darstellt.«

Als Agrippa ihn fragte, wie groß die Marschgeschwindigkeit bei vollem Ruderbetrieb sei, meinte Iulius Priscus nach kurzem Nachdenken: »Das hängt vom Schiffstyp ab. Dieses Kriegsschiff macht bei einigermaßen ruhiger See unter vollem Einsatz aller drei Ruderreihen drei bis vier Knoten in der Stunde, während es unter Segeln bei günstigem Wind sogar eine Geschwindigkeit von bis zu sieben Knoten erreichen kann. — Doch um auf die Seeschlacht zurückzukom-

men: Wenn man ein feindliches Schiff durch Rammstoß zu versenken beabsichtigt, wird die Marschgeschwindigkeit zur Angriffsgeschwindigkeit gesteigert, und diese gipfelt kurz vor dem Rammstoß in der Rammgeschwindigkeit, die den Männern alles abverlangt! Ich kann es gar nicht oft genug betonen: Von einer gut einexerzierten Rudermannschaft hängt die Schnelligkeit und Beweglichkeit des Schiffes ab, besonders bei schwerer See und im Kampf. Aus diesem Grund unterziehen wir unsere Ruderer einer besonders sorgfältigen Einzel- und Mannschaftsausbildung in Sitz, Auslegen der Ruder, Griff und Durchzug. Diese Schulung erfolgt hauptsächlich an Land, und zwar in Schiffsattrappen. Nach erfolgreicher Absolvierung dieser Ruderausbildung werden die fertigen Ruderer dann entsprechend ihrer Konstitution und Leistungsfähigkeit zu den Thraniten, Zygiten oder Thalamiten versetzt. Wenn damit auch ihre Ausbildung abgeschlossen ist, so müssen sie dennoch ständig in Übung bleiben, d. h. es werden in regelmäßigen Abständen Übungsfahrten unter gefechtsmäßigen Bedingungen durchgeführt.«

Agrippa, der während der Ausführungen des Trierarchen auf einem der Sitzkissen, mit denen die Ruderbänke belegt waren, Platz genommen hatte, fragte: »Wenn ich noch einmal auf die von dir beschriebene Rammgeschwindigkeit zurückkommen darf: wie lange sind die Ruderer imstande, diese durchzuhalten?«

Priscus schürzte die Lippen: »Wegen des damit verbundenen extremen Kraftaufwandes leider nicht sehr lange, weshalb das entsprechende Kommando mit der größten Umsicht gegeben werden muß. Wenn man

sich da verschätzt, kann es einen leicht das Schiff kosten.«

Er winkte zwei Männer heran, die sich bisher im Hintergrund gehalten hatten und die er Agrippa mit den Worten vorstellte: »Antonius Hierax, unser Celeusta, der Rudermeister, und Cosconius Firmus, unser Pitulus, der die Aufgabe hat, den Ruderern anhand von Trommelschlägen den Takt vorzugeben. Seine Tätigkeit ist unentbehrlich für einen gleichmäßigen Fahrbetrieb und in der Seeschlacht dirigiert er die Ruderer, indem er die entsprechenden Kommandos akustisch umsetzt.«

Cosconius Firmus, ein untersetzter, kräftiger Mann, sagte mit überraschend hoher Stimme: »Ohne mein Licht unter den Scheffel stellen zu wollen, möchte ich ausdrücklich betonen, daß meine Tätigkeit in hohem Maße vom perfekten Zusammenspiel der Remiges abhängt, deren Routine, Ausdauer und Geschicklichkeit in der Handhabung der Riemen dabei ausschlaggebend ist!«

Lebhaft ergänzte der Celeusta Antonius Hierax: »Lebenswichtig in der Seeschlacht ist in der Tat das präzise Streichen und blitzschnelle Einziehen der langen Riemen bei Wendemanövern, was durch regelmäßiges Exerzieren eingeübt wird, bis die Mannschaft es auch im Schlaf beherrscht. Klappt das Streichen oder Einziehen der Riemen nicht, erfolgt eine Wendung des Schiffes zu spät, so ist häufig sein Schicksal entschieden. Für Sieg oder Niederlage ist die Geschicklichkeit und Ausdauer der Remiges entscheidend. Bei bewegter See, wenn sich zunehmender Seegang einstellt, ist es nicht einfach, Schlag zu halten und den Riemen im

Takt auszuheben. Im Gefecht ist zu vermeiden, daß der Riemen unterschneidet. Kommt nämlich die Fahrt aus dem Schiff, dann läßt es sich nicht mehr steuern. Steht eine kabbelige See, oder versetzt eine Strömung das Schiff, so kann ein Versagen der Rudermannschaft schwerwiegende Folgen haben.«

Lächelnd gebot der Trierarch dem Redefluß seines Rudermeisters Einhalt und sagte zu Agrippa: »Da kannst du sehen, welch eine perfekt eingespielte Maschinerie unsere Mannschaft unter dem Kommando so kompetenter Fachleute darstellt!«

Priscus nahm den Arm Agrippas: »Gewiß schwirrt dir jetzt der Kopf von all der Fachsimpelei! Deshalb schlage ich vor, daß wir uns jetzt wieder zurück an Deck begeben, wo es für dich auch noch einiges Interessantes zu hören und zu sehen gibt!«

Agrippa, dem von all dem Gehörten und Gesehenen tatsächlich der Kopf schwirrte, war froh, der stickigen Atmosphäre des unteren Decks zu entrinnen und wunderte sich im Stillen darüber, wie so viele Männer auf so engem Raum zusammengepfercht es auch nur für die Dauer eines Gefechtes dort aushalten konnten, geschweige denn bei stundenlanger Ruderarbeit.

Als sie die steile Treppe des achteren Niedergangs erstiegen hatten, genoß Agrippa in vollen Zügen den frischen Nordwestwind, vor dem die Trireme unter vollen Segeln und mit schäumender Bugwelle durch das Wasser der Adria pflügte.

»Das Achterdeck,« erklärte nun der Trierarch, »auf dem sich die Kapitänskajüte und die Offiziersquartiere befinden, wird — wie du siehst — überragt von der gebogenen Heckzier, die hier das Bildnis des Castor

trägt, welcher Schutzgott und Namensgeber unseres Schiffes ist und dessen Name auch noch einmal am Bug angebracht ist. Die Heckzier ist das Wahrzeichen jedes Schiffes und zusammen mit dem Rammsporn die begehrteste Trophäe im Seekrieg, so wie der Legionsadler die begehrteste Trophäe des Landkrieges ist. Hier ist auch der Standort des Signifer, der für die Standarte der Einheit verantwortlich ist und sie im Kampf mit der Waffe zu verteidigen hat.«

Iulius Priscus klopfte mit seiner gebräunten Faust auf das Holz der Reling: »Unsere Trireme besteht zu großen Teilen aus Akazienholz, welches dem Salzwasser am besten standhält. Zusätzlich wurde der Rumpf nach neuesten Erkenntnissen unterhalb der Wasserlinie mit einer Bleihaut versehen.«

Er wandte sich um: »Die beiden Männer an den langen Steuerrudern sind Rojer, die wegen hervorragender Leistungen zu Rudergängern befördert worden sind und das Schiff jetzt steuern dürfen.«

Er deutete nach oben: »Dort an der Heckzier hängt die Schiffslaterne, neben der sich der Flaggenstock befindet, an dem der Kommandowimpel gesetzt wird. — Aber laß uns jetzt nach vorne zu den Geschützen gehen!«

Neben den beiden Geschützen, die rechts und links vom Hauptmast in Stellung gebracht waren, warteten bereits drei Soldaten, die von Priscus als der Geschützmeister, der Optio Ballistariorum, und dessen beiden Waffenwarte, die Custodes Armorum vorgestellt wurden.

Hier wies Priscus zunächst auf die Rettungsboote — *scaphae* hin, die ineinandergestapelt vor dem Haupt-

mast verzurrt waren und meinte sodann: »Der Geschützmeister Arruntius Clemens ist unser Bordwaffenspezialist und wird nun so freundlich sein, dir einiges über die Geschütze zu erzählen.«

Arruntius Clemens trug vor: »Diese beiden Pfeilgeschütze hier sind sogenannte Flachbahngeschütze mit horizontaler Schußlinie, mit denen Ziele unter direkten Beschuß genommen werden. Wir verschießen mit ihnen Pfeillanzen von zwei Metern Länge. Außerdem stehen uns zum Inbrandschießen feindlicher Schiffe noch zusätzlich spezielle Brandlanzen zur Verfügung.«

»Darf ich eine solche Brandlanze einmal sehen?« bat Agrippa.

Auf einen Wink seines Vorgesetzten zog einer der beiden Waffenwarte aus einem Behälter, der neben dem Geschütz angebracht war, mit spitzen Fingern ein längliches Geschoß hervor und überreichte es Agrippa, während der Geschützmeister erläuterte: »Die Brandlanze hier besteht aus einem runden, nur an seinem oberen Ende mit einem viereckigen Ansatz versehenen Schaft, in den eine drei Fuß lange messerscharfe Eisenspitze eingelassen ist. Daher kann man sie durchaus mit dem Pilum der Legionäre vergleichen. Der Ansatz oben wird mit Schwefel, Harz, Erdpech oder auch ölgetränktem Werg umwickelt. Kurz vor dem Abschuß wird der Brandsatz entzündet.«

Während er die lange Brandlanze, deren Spitze in der Sonne funkelte, vorsichtig hin und her drehte und von allen Seiten begutachtete, fragte Agrippa: »Was ist mit Reichweite und Durchschlagskraft eines solchen Geschosses?«

»Die Reichweite beträgt mehr als dreihundert Meter

und seine Durchschlagskraft ist so enorm, daß es jeden Schild durchschlägt und einen ungedeckten Mann mit Leichtigkeit durchbohrt.«

Beeindruckt gab Agrippa dem Custos Armorum die schwere Lanze zurück und meinte, während er sich zu Priscus umwandte: »Wenn es dir nichts ausmacht, würde ich gerne noch etwas über die Aufgaben der restlichen Besatzung erfahren.«

»Aber gerne! — Wie ich anfangs bereits ausführte, verfügen wir über achtzig Mann Marineinfanterie, die Centuria Classica, die der Centurie der Legion entspricht und vom Centurio Classicus befehligt wird, der als Stellvertreter einen Optio hat, unter dem noch ein Suboptio steht. Daneben gibt es den Gubernator, welchem die Nautae unterstehen. Auch diese gelten als Soldaten und alle zusammen unterstehen mir als oberstem Befehlshaber.

Die Marineinfanterie — Manipularii, besteht aus vier Dienstzweigen, nämlich den Hoplites — Schwerbewaffneten, den Artifices — Waffenwarten, den Funditores — Schleuderern und den Sagittarii — Bogenschützen. Dazu kommen noch einige Dolatores, denen es obliegt, feindliche Enterhaken zu kappen.

Zuständig für die Verwaltung des Schiffes zeichnet der Scriba Trierarchi, welcher Schriftführer, Rechnungsführer und Zahlmeister zugleich ist. Sein Gehilfe ist der Librarius, der Bordschreiber. Zu ihren Aufgaben gehört es, das Register über die Vorräte zu führen, das Logbuch des Kapitäns, die Morgenmeldungen mit der Diensteinteilung, die Mannschaftsliste, die Ersatzteillisten der Geschütze, die Protokolle der Kulthandlungen: kurzum alle Schiffspapiere und Aufzeichnun-

gen zu verwalten und zu archivieren.

Auch die Götter kommen nicht zu kurz, denn für Opfer- und Kulthandlungen haben wir zwei spezielle sogenannte Flottenkultpersonen, nämlich den Victimarius für die Schlachtung der Opfertiere und den Coronarius für Ausschmückung und Bekränzung des Schiffes und der Schiffsgottheit. Wenn gerade keine Kulthandlungen stattfinden, versehen diese beiden Dienstgrade ihren normalen Borddienst. Außerdem verfügen wir noch über zwei Militärmusiker, die Aenatores: nämlich den Tubicen, den Tubabläser, und den Cornicen, den Hornisten, der für die allgemeinen Schiffssignale wie Ablegen, Wachablösung und so weiter zuständig ist. Hauptaufgabe des Tubicen ist es, »klar Schiff zum Gefecht« zu blasen, während das Angriffssignal von Tuba und Horn gemeinsam gegeben wird.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß auch ein Schiffsarzt, der Medicus, sich an Bord befindet, dessen Assistent, der Subunctor, unter anderem für das Olivenöl zuständig ist, welches der Mannschaft zum Einreiben gegen Sonnenbrand verabreicht wird.«

Agrippa, der auf einem Schreibtäfelchen die Ausführungen des Kommandanten stichwortartig notiert hatte, begab sich nun zusammen mit diesem zum Bug, bei welcher Gelegenheit Priscus erwähnte, daß sich dort normalerweise ein Geschützturm befinde, den man jedoch abgebaut habe, um Platz für die Reisegesellschaft und deren Zelt zu schaffen.

»Sämtliche Geschütztürme sind in Leichtbauweise errichtet und können daher rasch zerlegt werden,« erläuterte Priscus.

»Ebenso verfahren wir mit dem Hauptmast, der vor

einer Seeschlacht niedergelegt und an Deck befestigt wird. Das hat zwei Gründe: Erstens bieten wir damit feindlichen Brandgeschossen keine Angriffsflächen und zweitens würde beim Rammstoß gegen oder durch ein feindliches Schiff wegen des starken Aufpralls die Takelage über Bord gehen und uns manövrierunfähig machen oder, was genauso schlimm wäre, auf das Schiff stürzen und dadurch unsere Seesoldaten im Kampf behindern!«

Priscus deutete nach vorne: »Das Artemonsegel dort am schräggestellten Vormast lassen wir allerdings auch im Kampf gesetzt, weil es uns beim Manövrieren wesentlich unterstützt, die Sicht bei Kampfhandlungen nicht behindert und die Ruderarbeit erleichtert.«

Sie hatten jetzt den Bug erreicht, wo noch die beiden schweren Anker inspiziert wurden, bevor der Trierarch mit einem Vortrag über Einsatz und Wirkungsweise des Rammsporns die Führung durch sein Kriegsschiff beendete.

ZWEI TAGE SPÄTER lief die »Castor« in den Hafen von Apollonia ein.

Dort hatte man Caesars Großneffen bereits erwartet, und als er an Land ging, wurde Octavius von Kriegstribunen und Centurionen der IV. und der Marslegion empfangen. Caesar hatte zur Vorbereitung seines großen Krieges gegen Daker und Parther eine starke Streitmacht von sechs Legionen zusammengezogen, die in den Winterlagern seiner Ankunft harrte.

Auch aus der Stadt Apollonia selbst, die eine Stre-

cke landeinwärts lag, war eine Abordnung erschienen. Sie kam im Auftrag des Stadtrates, zu dessen Pflichten es gehörte, in offiziellem Auftrag reisende römische Bürger zu empfangen und mit allem Nötigen zu versehen. Diese Pflicht war den Provinzialen lästig, was sie die Ankömmlinge spüren ließen, sodaß deren Ausschiffung in ziemlich frostiger Atmosphäre stattfand. Das umfangreiche Gepäck der Römer wurde auf Wagen verladen, während diese selbst den Weg in die Stadt zu Fuß bewältigten, wobei ihnen nach der Seereise noch für eine Weile der Boden unter den Füßen zu schwanken schien.

Schließlich tauchten im abendlichen Dunst die Stadtmauern von Apollonia auf, das auf einem sich von Nord nach Süd erstreckendem Hügel lag. Glücklicherweise war der Anstieg von Westen her nicht besonders beschwerlich, so daß die Reisenden bald das Tor der sich in vielen Knicks entlang des Hügelprofils windenden Mauer erreichten. Durch breite Straßen, die sich rechtwinklig kreuzten — völlig anders als in Rom — ging es bis zum Theater, das nach griechischer Sitte in den Hang hinein gebaut war. Unterhalb des stolzen Bauwerks lag das Haus des Prytanen, ein weitläufiges und stattliches Gebäude, wo die Römer Quartier bezogen. Nach der Begrüßung durch den Hausherrn wurden die Ankömmlinge ins Bad geführt, um sich dort den Staub abzuwaschen. Danach zeigte man ihnen ihre Räume, während im Speisezimmer gedeckt wurde. Octavius hatte die Vertreter der beiden Legionen, die ihn am Hafen empfangen und in die Stadt geleitet hatten, zum Essen eingeladen, da ihm an einer Unterhaltung mit ihnen gelegen war. Wichtiger als sein Stu-

dium war für ihn die Kontaktaufnahme mit den Tribunen und Centurionen. So war er schon bald in ein lebhaftes Gespräch mit ihnen vertieft, während sie den jungen Mann, den Caesar ihnen übers Meer geschickt hatte, neugierig musterten und ihrerseits einzuschätzen versuchten. Sie fühlten sich geschmeichelt durch sein Interesse an militärischen Fragen, und die Begeisterung, mit der er von dem bevorstehenden Feldzug sprach, wurde beifällig aufgenommen. Außerdem wußten sie, daß C. Octavius der Großneffe Caesars und der fürs kommende Jahr designierte Magister Equitum war, der mächtigste Mann nach dem Dictator, im Rang noch über den Konsuln stehend.

Nach dem Essen diktierte Octavius einen Brief an den Großonkel:

C. Octavius grüßt den Dictator Caesar.
Wisse, daß ich wohlbehalten hier in Apollonia angekommen bin. Ich bin im Haus des Prytanen einquartiert worden, zusammen mit Agrippa und Salvidienus. Als ich das Schiff verließ, traf ich im Hafen auf zahlreiche deiner Soldaten. Ich mußte ihnen von dir erzählen. Sie hingen an meinen Lippen und ihre Gesichter strahlten. Ich wollte, eines Tages würde auch ich so verehrt werden! Einer der anwesenden Centurionen kam mit uns ins Gespräch und erwähnte voller Stolz, daß er in deiner berühmten zehnten Legion in Gallien gedient habe. Diese Männer brennen darauf, mit dir zusammen in den Krieg gegen die Parther zu ziehen.
Auch ich freue mich auf den März des kommenden Jahres, wenn du hier eintriffst und unter anderem einen sehr viel gebildeteren Großneffen vorfinden

wirst. Ich danke dir noch einmal, daß du mich zum Magister Equitum designiert hast. Damit hast du mir einen Herzenswunsch erfüllt.
Gleichzeitig mit diesem Brief gehen auch Briefe an Atia und Philippus ab.
Leb wohl!

AM NÄCHSTEN MORGEN stand Octavius zeitig auf, um ohne Begleitung zu dem über der Stadt Apollonia thronenden Apollotempel emporzusteigen. Am Theater vorbei eilte er hinauf zur Akropolis, zum Tempel des Gottes, dem Namensgeber der Stadt. Der Herbstmorgen war frisch, denn von den Bergen strich ein kühler Wind herab. Der Himmel war blau und wolkenlos und Octavius keuchte voller Ungeduld auf steiler Treppe dem Tempel zu, wo der Tempelhüter, der bereits die hohen Torflügel geöffnet hatte, um die Morgensonne einzulassen, gerade dabei war, den Estrich mit Hilfe von Sägespänen zu reinigen, indem er diese zusammen mit dem Schmutz hinausfegte. Daher duftete das Innere des Apollotempels angenehm nach frischem Holz.

›Der Duft des Waldes, des schattigen Reiches der Diana‹, dachte Octavius.

Als der Großneffe Caesars über die Schwelle des Heiligtums trat, leuchtete ihm aus dem noch dämmrigen Inneren das Standbild des Apollo entgegen. Die überlebensgroße Statue wurde von den hereinflutenden Sonnenstrahlen geradezu in Licht gebadet. Der Bruder Dianas umschloß mit der Rechten den todbringenden Bogen, während die Linke das Plektron hielt.



Der frühe Besucher trat so dicht an das auf einem hohen Sockel stehende Götterbild heran, daß er den Kopf in den Nacken legen mußte, um ihm ins Antlitz zu blicken: ›So ist er, mein Schutzgott: er straft unnachsichtig und sein Pfeil streckt jedweden Frevler nieder. Ist die Ordnung wiederhergestellt, so verwandelt sich der strafende Rächer in den sanften Freund der Musen, der die Leier spielt und die Herzen der Gerechten erfreut und erhebt‹, dachte voll Ehrfurcht Gaius Octavius.

»Ich will dir ein Opfer bringen!« gelobte er dem Gott, dessen marmornes Antlitz mit geheimnisvollem Lächeln über ihn hinweg auf die fernen Waldberge von Epirus blickte.

44 v. Chr.

Als Marcus Tullius Cicero am Morgen der Kalenden des Januar des Jahres 710 nach Gründung der Stadt vor dem kapitolinischen Tempel auf das Erscheinen der neuen Konsuln wartete, zog er fröstelnd die Toga enger um sich. Das unbequeme Kleidungsstück, in dem er sich kaum zu bewegen wagte, um den kunstvollen Faltenwurf nicht in Unordnung zu bringen, war aus dicker Wolle, die im Sommer das unbehagliche Gefühl vermittelte, sich im Schwitzbad zu befinden. Jetzt, im eisigen Wind des offenen Tempelvorplatzes, bot es ihm allerdings willkommenen Schutz gegen die Morgenkälte.

Iuppiter Optimus Maximus, der in seinem stolzen Tempel hoch über der Stadt thronte, war der Staatsgott der Römer, denn er garantierte ihre Macht und verlieh allen ihren Unternehmungen Kraft. Roms Schicksal und Bestimmung waren in Jupiter dem Besten und Größten personifiziert, der Rom zu seinem Wohnsitz erwählt hatte.

Während Marcus Cicero in seinem unbequemen Staatsgewand vor dem Tempel stand und beobachtete, wie das Kapitol sich allmählich füllte, hing er wenig angenehmen Gedanken nach. Denn er war an diesem

Morgen gleich in zweifacher Hinsicht verstimmt: einmal, weil er gezwungen worden war, seine Villa in Tusculum zu verlassen, um in seiner Eigenschaft als Augur zur Konsekration des Bauplatzes der neuen, von Caesar in Auftrag gegebenen Curia Iulia in Rom zu erscheinen und dann, weil er noch immer zutiefst betroffen war über das, was er am Vortag auf dem Marsfeld bei den Quaestorenwahlen erleben mußte, die dort unter der Leitung Caesars stattgefunden hatten. Da war nämlich plötzlich die Nachricht eingetroffen, daß der Konsul Q. Fabius Maximus von einem plötzlichen Tod dahingerafft worden sei. Schon hatten daraufhin die Liktoren dessen Amtsstuhl entfernt, als Caesar befahl, diesen wieder aufzustellen und für die letzten verbleibenden Stunden des Jahres Caninius Rebilus zum Konsul zu wählen. Das war ein unerhörter Vorgang gewesen, der gegen alles Herkommen mit empörender Formlosigkeit durchgeführt worden war, denn Caesar hatte nicht einmal die Auspizien einholen lassen, was die Wahl strenggenommen ungültig machte. Am schlimmsten war jedoch, daß Caesar durch sein selbstherrliches Vorgehen deutlich gezeigt hatte, daß die Institutionen der Republik ihm für nichts galten.

Diese Mißachtung der altehrwürdigen Bräuche der Vorfahren hatte Cicero zutiefst verletzt. Und er war nicht der einzige gewesen, den dieses empörende und jedes Präzedenzfalles entbehrende Vorgehen des Dictators zutiefst verstimmt hatte.

Er ließ seine Blicke aufs Geradewohl schweifen. Wenn er das langgestreckte Forum überblickte, konnte er an dessen äußersten Ende das letzte Stück der Via Sacra hinter dem palatinischen Hügel verschwin-

den sehen. Links davon am Abhang der Carinae erhob sich das prächtige palastartige Anwesen des Pompeius, wo jetzt Marcus Antonius residierte, dem Vernehmen nach, ohne bisher dafür bezahlt zu haben. Denn bei der Versteigerung des Güter des Pompeius hatte Antonius den Palast ersteigert, ohne daß er es bis zum heutigen Tag für nötig gehalten hätte, die Summe dafür zu erlegen. Wie man sich hinter vorgehaltener Hand erzählte, hatte es deshalb bereits erheblichen Ärger mit Caesar gegeben.

›Mögen die Götter Antonius für seinen frechen Raub strafen!‹ dachte Cicero, während er zu seinem eigenen Haus hinüberblickte, das hoch über dem Forum am Steilhang des Palatin thronte. Wie war er seinerzeit stolz gewesen, dieses großartige Haus in seinen Besitz gebracht zu haben und noch dazu auf völlig ehrenhafte Weise allein aus den Honoraren für seine Tätigkeit als Verteidiger. Jetzt, in dieser düsteren Zeit der Despotie unter Caesar und dessen Kreaturen war ihm allerdings der Aufenthalt dort verleidet. Er hätte das nie für möglich gehalten: der Aufenthalt in seinem stolzen Palast und in Rom, seiner Stadt, die er gerettet hatte, verleidet! Und daran war nur diese Bande schuld, die sich rücksichtslos über alles hinwegsetzte, was ihm heilig war! Wenn er die Philosophie nicht hätte…

Endlich tauchten die Konsuln auf: Caesar, dem in seiner Doppelfunktion als Dictator und Konsul vierundzwanzig Liktoren voranschritten, wie immer mit selbstbewußter Miene an der Spitze. Unmittelbar dahinter die neugewählten Beamten sowie ihre Verwandten und Freunde und sonstigen Anhänger, gefolgt von einer unabsehbaren Menschenmenge, die hinter ihnen

den Clivus Capitolinus heraufdrängte. Die neuen Konsuln hatten es beide nicht weit bis aufs Kapitol: Caesar kam vom Amtssitz des Pontifex Maximus in der Domus Publica, die sich in der Mitte des Forums befand, und Marcus Antonius vom ehemaligen Palast des Pompeius in den Carinae.

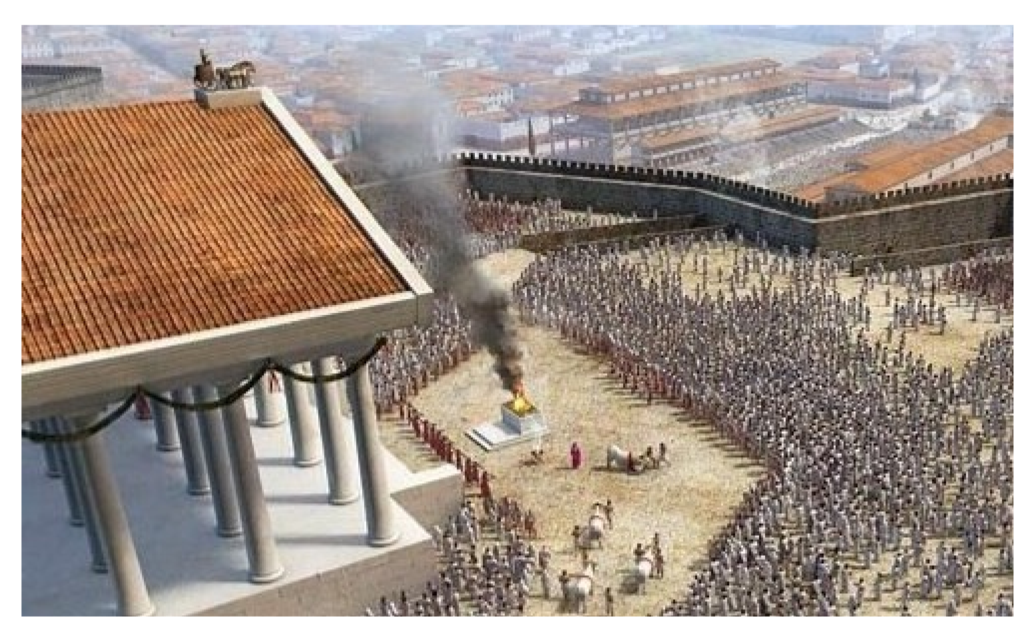
Als Caesar vor dem Tempel des Kapitolinischen Jupiter angelangt war, begrüßte ihn die Schar der dort wartenden Senatoren und Priester mit glückverheißenden Zurufen, wie es um der guten Vorbedeutung willen üblich war. Unter ihnen befand sich auch der Haruspex Spurinna, der die Stelle des Flamen Dialis, des Jupiterpriesters, einnahm, da dieses Amt seit dem vor Jahrzehnten erfolgten Tod des letzten Amtsinhabers verwaist war. Wegen der äußerst strengen und unbequemen Bestimmungen, die damit verknüpft waren, hatte sich kein Bewerber mehr gefunden.

Die Opfergesellschaft umringte den großen steinernen Altar, der sich vor dem Tempel erhob. Wie es der Brauch war, hatten die Opferdiener ihn in Erinnerung an die Frühzeit Roms, wo für jedes Opfer ein Erdaltar errichtet wurde, mit frischen Rasenstücken bedeckt, auf denen nun das Feuer entfacht wurde. Jeder der beiden Konsuln entnahm einer Schale einige Weihrauchkörner und warf sie in ein Becken mit glühender Holzkohle. Der Weihrauch knisterte und zischte und alsbald wölkte duftender weißer Rauch in den blaßblauen Januarhimmel empor.

Vom schneebedeckten Apennin wehte der Jahreszeit entsprechend ein kühler Wind herüber, jedoch war keine Wolke zu sehen, so daß die Zeremonie bei trockenem Wetter vonstatten gehen konnte. Inzwischen

waren auch die beiden weißen Rinder von den Opferdienern herangeführt worden, deren Hörner vergoldet und die mit Bändern und Kränzen geschmückt waren. Jeder der beiden Konsuln würde eines der Rinder dem Staatsgott Jupiter Capitolinus opfern, um ihn gnädig zu stimmen und ihm den gebührenden Dank für die erfüllten Gelübde des verflossenen Jahres abzustatten.

Caesar als Dictator und Pontifex Maximus opferte



als erster. Die Opferzeremonie war durch jahrhundertealte Vorschriften bis ins kleinste geregelt, und man achtete streng darauf, daß sie entsprechend durchgeführt wurde. Nachdem sichergestellt war, daß sich unter den Teilnehmern niemand befand, der die Opferhandlung beflecken konnte, reinigten die Opfernden ihre Hände in einem Becken mit geweihtem Wasser und trockneten diese mit leinenen Tüchern. Darauf gebot ein Herold Stille mit den altüberlieferten Worten: »Hütet eure Zungen!«

Während der Tibicen – der Flötenspieler – eine eintönige Melodie zum Besten gab, die nach altem Glau-

ben alle profanen Geräusche übertönen sollte, die das Opfer stören und den Gott erzürnen könnten, hielt der Opferschläger das weiße Rind, das von den Quellen des Clitumnus in Umbrien stammte und von makelloser Reinheit war, am Kopf fest, während ihm der Schmuck abgestreift wurde. Einer der Priester nahm das auf einem viereckigen Holzbrett aufgehäufte, von den Vestalinnen frisch zubereitete gesalzene Schrotmehl — die mola salsa — entgegen und streute es dem Rind auf die Stirn und auch über die Schneide des Opfermessers, welches er Caesar überreichte. Dieser fuhr damit dem Rind vom Kopf bis zum Schwanz über den Rücken und reichte es dann dem bereitstehenden Opferstecher weiter. Der vor dem Stier stehende Opferschläger ergriff nun die Opferaxt und ließ deren stumpfe Seite auf die Stirn des Rindes niedersausen, das daraufhin in die Knie brach. Im gleichen Moment riß der Opferstecher den Kopf des Opfertieres am Kinn nach oben und schnitt ihm mit geübter Hand die Kehle durch, sodaß das Blut in einem dicken Strahl auf den Boden vor dem Altar schoß. Die Umstehenden zogen eilends ihre weißen Togen an sich, damit diese nicht von dem auf den Boden strömenden Blut befleckt wurden, denn in den Adern eines ausgewachsenen Rindes flossen fast zehn Liter Blut.

Nachdem das Opfertier ausgeblutet war, begann der Haruspex Spurinna mit seiner Tätigkeit. Als er die Leber begutachtete, verfinsterte sich sein Gesicht und besorgt bemerkte er mit unterdrückter Stimme zu Caesar: »Die Omina sind ungünstig!« Doch unbeeindruckt befahl ihm der Dictator, der ohnehin nicht an Vorzeichen glaubte, mit der Opferzeremonie fortzufah-

ren.

Nachdem auch Antonius sein Rind geopfert hatte, wurden die Innereien der beiden Opfertiere auf dem Altar verbrannt. Damit war das Staatsopfer an Iuppiter Optimus Maximus beendet und der Rest des Fleisches wurde in großen Kesseln gekocht, um anschließend von den Quiriten verzehrt zu werden.

Die beiden Konsuln schritten nun mit ihren Liktoren zu den auf den Stufen des Jupitertempels aufgestellten elfenbeinernen Amtsstühlen hinauf, wo sie sich niederließen und die Glückwünsche der Anwesenden entgegennahmen. Danach begaben sie sich zusammen mit dem Senat, dessen Mitglieder aus diesem feierlichen Anlaß vollzählig erschienen waren, in das Innere des Jupitertempels, um dort nach altem Brauch die erste Senatssitzung des neuen Jahres feierlich zu eröffnen.

DIESE MÄRZNACHT war anders als alle Nächte, die Rom je erlebt hatte. Sie war stürmisch und der Wind brauste wie auf den Flügeln eines Adlers vom Apennin heran. Er fegte über die Dächer der Stadt, seufzte in den Fensteröffnungen der großen Basiliken des Forums, ließ die vielen Bronzestatuen leise erzittern und brachte einige von ihnen zum Klingen. Er pfiff um die Säulen der Tempel, daß es klang wie in der Takelage eines Schiffes. Trotz dieses Sturms war die Stadt von einem Ende bis zum anderen erleuchtet. Auf Kreuzungen und Plätzen brannten große Feuer, und heftig qualmende Fackeln erhellten die Straßen. Tausende von Veteranen kampierten in Tempelbezirken und Basiliken. Sie warteten auf ihre Transporte in die Vetera-

nenkolonien, für die Caesar sie bestimmt hatte. Auf der Tiberinsel loderten die Biwakfeuer der Legion des Lepidus. Die Stadt wirkte wie im Belagerungszustand. Wolkenfetzen jagten über den Frühlingshimmel und gaben immer wieder den Blick auf funkelnde Sterne frei: Caesar war tot.

WILD SCHÄUMTE DIE ADRIA gegen die Felsen. Von einem Reitknecht begleitet galoppierte C. Octavius so dicht am Rande der Brandungszone entlang, daß er von der aufspritzenden Gischt allmählich durchnäßt zu werden drohte. Er schmeckte das Salz auf den Lippen und spürte den Wind im Gesicht. Octavius gefielen diese Ausritte, die er sich seit einiger Zeit angewöhnt hatte, denn dabei konnte er seinen Gedanken freien Lauf lassen, ähnlich wie die Peripathetiker das im Umherwandeln taten. In Rom war er selten dazu gekommen, ein Pferd zu besteigen und seine Konstitution war eher schwächlich gewesen; doch hier, im winterlichen Apollonia, hatten die militärischen Übungen ihn so gekräftigt, wie das Marsfeld es nicht vermochte. Zielstrebig hatte er sich in den letzten Wochen neben seiner militärischen auch seiner rednerischen Ausbildung gewidmet. Man beobachtete seine kriegerischen Übungen wohlwollend, und die Centurionen, die ihn anleiteten, stolzierten mit geschwellter Brust umher und prahlten damit, daß sie den Großneffen ihres vergötterten Feldherrn in der Kriegskunst unterrichten durften.

Der Rhetorikunterricht an der hiesigen Rednerschule hatte dazu beigetragen, seine Lunge zu kräftigen

und seine eher dünne Stimme zu festigen und zu schulen. Obwohl die Redeübungen seiner griechischen Rhetoriklehrer ihm anfangs lächerlich erschienen waren mit ihrem Gelalle und Gebrüll, ihren Anweisungen zu Deklamation und Modulation der Stimme, zu Gesten und Pantomimen, ihren Vorschriften zum künstlerischen Gebrauch der Glieder. So sollen die Augen bald starr sein, bald matt, bald beweglich: »Denn nur ein Einfaltspinsel wird die Augen ganz offen oder ganz geschlossen halten!«

Es folgten Regeln über den rednerischen Gebrauch von Lippen, Kinn, Hals, Genick und Schulter, und genaue Anweisungen über das Spiel der Hände. Dazu die Begleitung durch die Doppelflöte! so hatten sie doch dazu geführt, daß er wesentlich deutlicher artikulierte. Und er beherrschte nun eine Atemtechnik, die es ihm erlaubte, Reden von längerer Dauer ohne Ermüdungserscheinungen zu verkraften. Der ihm anfangs merkwürdig erscheinende Aulosspieler als Taktgeber hatte sich als äußerst hilfreich bei der Einteilung der Redesegmente erwiesen und seinen Deklamationen einen gleichmäßigen Fluß verliehen. Octavius erinnerte sich, gelesen zu haben, daß bereits die Gracchen sich bei ihren Ansprachen eines Flötenspielers bedient hätten, der ihnen den Rhythmus anzugeben hatte. Mit jedem Tag wußte er die technischen Finessen seiner griechischen Redelehrer mehr zu würdigen und stellte fest, daß Caesar mit Apollonia in dieser Hinsicht doch eine gute Wahl für ihn getroffen hatte.

Es wurde auch wirklich alles getan, um den jungen Verwandten des Dictators, den designierten Magister Equitum, auf seine neue Rolle vorzubereiten. Sein

Griechisch war fließender und sein harter lateinischer Akzent bei dessen Aussprache gemildert worden. Im Gegensatz zum melodischen Griechisch sei Latein eine Kommandosprache, in der sich herrisch und kurz befehlen ließe, hatte sein Lehrer erklärt.

Es gelang Octavius jedoch zu seinem Leidwesen noch immer nicht, eine längere griechische Rede aus dem Stegreif zu halten. Nach wie vor mußte er sie aufschreiben und rekapitulieren. Da er jedoch nur zu gut wußte, daß die Fähigkeit zur freien Rede für einen zukünftigen Staatsmann unerläßlich war, ließ er nicht locker und beeindruckte seine Lehrer durch verbissene Hartnäckigkeit selbst in Studien, die ihm nicht lagen.

Octavius spornte seinen Hengst Sagitta, so daß der Umhang, den er über seiner Tunika trug, im Wind flatterte und er von hinten wie ein großer Vogel wirkte. Das Meer war leer an diesem Nachmittag. Er konnte weder ein Fischerboot noch ein anderes größeres Schiff am Horizont ausmachen, sosehr er seine Augen auch anstrengte. Obwohl das Fest der Ploiaphesien, mit dem man den Beginn der Schiffahrtsaison zu feiern pflegte, bereits vorüber war, wagten sich Reisende noch kaum aufs Meer hinaus. Octavius dachte im Dahinjagen daran, daß gegen Ende des Monats mit der Ankunft Caesars zu rechnen sein würde. Entsprechende Depeschen konnten jeden Tag in Apollonia eintreffen. Für einen Moment stellte er sich vor, wie er auf seinem Hengst über die parthische Steppe auf den Dictator zupreschte, um diesem einen unter seiner Führung erfochtenen Sieg über die gefürchteten feindlichen Panzerreiter zu melden. Er beugte sich tief über die Mähne seines dahinrasenden Pferdes, das mit

schlafwandlerischer Sicherheit über jegliche Bodenunebenheit hinwegflog, wie es sich für einen Rassehengst aus den berühmten Gestüten Thessaliens gehörte.

Quintus Hortensius, der Prokonsul von Makedonien, hatte ihm den Hengst zum Geschenk gemacht. Er war der Sohn des vor sechs Jahren verstorbenen großen Redners und einstmaligen Rivalen Ciceros. Da der junge Hortensius sich im Bürgerkrieg rechtzeitig auf Caesars Seite geschlagen hatte, erhielt er von ihm die Praetur und im Jahr darauf die Statthalterschaft von Makedonien mit prokonsularischem Imperium, ohne zuvor das Konsulat bekleidet zu haben.

Hortensius war jetzt 42 Jahre alt und ein Überbleibsel jener Neoteri, wie man in Rom mit einem griechischen Ausdruck die Vertreter der leichtlebigen und nach Neuem gierenden adligen Jugend zu bezeichnen pflegte. Diese jungen Leute aus Nobilität und Ritterstand hatten im Eroberer Galliens ihren großen Beschützer und geniales Vorbild gesehen. Ihre Begeisterung für Caesar hielt allerdings nur so lange an, wie man sich der Illusion hingeben konnte, daß der vergötterte Feldherr nach seinem Sieg über die Konservativen die immensen Schulden der jungen Herrschaften streichen würde. Als dieser jedoch gar nicht daran dachte und sogar einen in den Augen der Umstürzler unerträglich konservativen Kurs einschlug, hatten die skrupellosesten und wagemutigsten unter ihnen während Caesars Abwesenheit von Italien eine Rebellion angezettelt, der sie jedoch in kurzer Zeit fast alle selbst zum Opfer fielen. Hortensius war vorsichtiger gewesen und hatte sich nicht exponiert.

Octavius’ Gedanken wanderten zu einem Ereignis, das erst wenige Tage zurücklag und ihm immer noch stark beschäftigte. Es war sein Besuch bei dem Astrologen Theogenes. Er hatte gehört, daß dieser geheimnisvolle Mann zurückgezogen auf einem Turm vor den Mauern von Apollonia lebte. Die Einwohner von Apollonia hielten ihn für einen Seher und betrachteten ihn mit fast religiöser Scheu. Es waren die unglaublichsten Geschichten über die Prophetien des Theogenes in Umlauf. Auf Drängen Agrippas, der sehr abergläubisch war, hatte Octavius sich eines Abends mit diesem zum Turm des Sehers begeben. Sie waren hinaufgestiegen in dessen Studierzimmer und dann noch weiter hinauf bis zu der Plattform, wo der Astrologe in klaren Nächten die Gestirne zu erforschen pflegte. Agrippa hatte sich das Horoskop stellen lassen. Zum Erstaunen des Octavius sagten die Sterne Agrippa eine große Zukunft voraus. Als Theogenes daraufhin dem Großneffen Caesars ebenfalls ein Horoskop erstellen wollte, hatte dieser zuerst aus Sorge, in seinen Zukunftsaussichten denen des Agrippa nachzustehen jede Auskunft über seinen Geburtstag verweigert. Doch dann hatte seine Neugier gesiegt und er hatte den vereinten Bitten des Agrippa und Theogenes nachgegeben. Der Astrologe stellte seine Berechnungen an und Octavius wartete mit klopfendem Herzen auf das Ergebnis.

Der Meister hatte murmelnd und rechnend an seinem Schreibtisch gesessen, während die jungen Männer gespannt warteten. Plötzlich war Theogenes aufgesprungen, hatte Octavius angestarrt, als habe er ihn noch nie vorher gesehen und war mit dem Ausruf »Du

wirst einst der Herr der Welt sein!« vor ihm auf die Knie gefallen.

»Wie Caesar?« hatte Octavius erfreut gefragt.

»Nein, wie Alexander!« hatte Theogenes ihm entgegnet.

Octavius lachte stolz auf in Erinnerung an die Szene im Turm des Magiers.

»Wie Alexander!« wiederholte er. Der Wind riß ihm die Worte von den Lippen.

»Wie Alexander!« schrie er.

»ES IST EIN BRIEF aus Rom gekommen!« Marcus Agrippa wirkte bestürzt und seine Stimme war heiser.

Octavius sprang aus dem Sattel und warf dem Reitknecht die Zügel zu.

»Eine Nachricht von Caesar?«

Fragend und gleichzeitig verwundert über die offensichtliche Verwirrung des sonst so beherrschten Freundes blickte er Agrippa an.

»Nicht von, sondern über Caesar. Sie stammt von deiner Mutter. Und ich fürchte, daß es keine gute Nachricht ist!«

»Was ist mit Caesar?!« Octavius schrie es fast.

»Gaius Caesar ist an den Iden des März ermordet worden!«

Sprachlos starrte Octavius den Freund an. Seine Gedanken überschlugen sich. Das konnte doch einfach nicht wahr sein! Der Traum vom Partherkrieg vorbei! Wer hatte es gewagt, Hand an den Großonkel zu legen und dadurch seine eigenen Pläne von Macht und

Ruhm zu durchkreuzen?

Stumm reichte Agrippa ihm eine versiegelte Schreibtafel. Octavius erkannte den Abdruck von Atias Siegelring. Hastig und mit zitternden Fingern brach er das Siegel und las mit steigender Bestürzung:

Atia grüßt ihren Sohn Gaius Octavius.
Dein Großonkel ist tot. Er wurde heute vormittag von Mitgliedern des Senats in der Kurie des Pompeius auf dem Marsfeld ermordet. Man sagt, Marcus Brutus sei einer der Mörder. Hier herrscht völlige Verwirrung. Die Magistrate haben sich in ihren Häusern verschanzt, während viele Bürger ratlos durch die Straßen laufen. Sklavenbanden sollen plündernd die Stadt durchstreifen und sich Kämpfe mit Gladiatoren liefern. Soeben bestätigt sich das Gerücht über Brutus. Er und Cassius sollen sich mit bewaffneten Gesinnungsgenossen auf dem Kapitol verschanzt haben. Der Konsul Marcus Antonius ist unauffindbar, der Magister Equitum Marcus Lepidus hält die Tiberinsel besetzt und rührt sich nicht. Die Lage ist im Moment unüberschaubar. Wir wissen nicht, wer auf unserer Seite steht. Unter den Mördern sollen sich enge Freunde Caesars befinden. Wir als seine nächsten Verwandten können uns nicht mehr sicher fühlen.
Du mußt sofort nach Rom zurückkehren; Philippus ist auch dieser Meinung. Nimm das nächste Schiff nach Italien und komm' dann auf Nebenstraßen hierher. Meide die Via Appia! Und vergiß nicht, daß wir alle in größter Gefahr schweben! — Ich schicke dir Thallus, der dich in jeder Weise unterstützen wird.
Gegeben zu Rom am Abend der Iden des März.

Octavius ließ den Brief seiner Mutter sinken und starrte Agrippa sprachlos an. Dann zerbrach seine mühsam bewahrte Fassung. Völlig außer sich rannte er aus dem Raum.

Der Großneffe Caesars warf sich aufs Bett. Er starrte gegen die Zimmerdecke. Caesar tot! Die Abgesandten des Senats vielleicht schon auf dem Weg nach Apollonia, um ihn umzubringen. Vielleicht waren Mutter und Schwestern bereits ermordet! Unter den Mördern hatten sich Caesars engste Vertraute befunden. Wem konnte man jetzt noch trauen? Wo verliefen die Fronten?

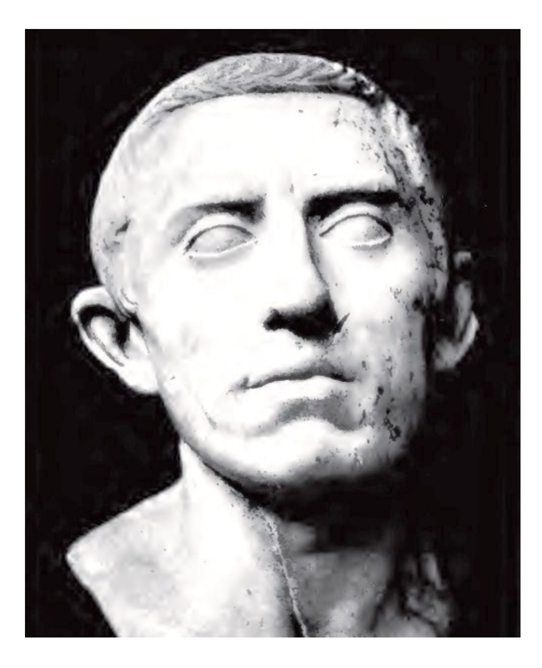
Der Vorhang aus schwerem rotem Stoff, der das Cubiculum vom Peristyl abtrennte, blähte sich leicht im aufkommenden Abendwind. Die sinkende Sonne schien rot auf rot, sodaß der Raum von blutrotem Licht erfüllt war. Italien lag im Westen, dort, wo das drohend verglühende rote Licht herkam. Unwillkürlich machte er die Abwehrgeste gegen Unheil und böse Vorbedeutung.

Er stützte sich auf den Ellbogen und überlegte. Es half alles nichts, er durfte sich seinen trüben Gedanken nicht länger hingeben. Jetzt mußte schleunigst gehandelt werden! Und dazu brauchte er seine Freunde.

Mit beiden Füßen zugleich schwang er sich aus dem Bett und machte sich auf die Suche nach Agrippa und Salvidienus.

PUBLIUS VATINIUS, der Prokonsul von Illyrien, schritt im Prätorium von Narona unruhig auf und ab. Das Gesicht in Sorgenfalten gelegt, betastete er seinen

Kropf, den Cicero, als sie noch Gegner waren, so gnadenlos verspottet hatte. Jedoch war das lange her und gegenwärtig hatte er ganz andere Sorgen. Wie sollte er sich gegenüber dem Großneffen Caesars, der sich in Apollonia aufhielt, auf die Nachricht vom Tode des Dictators verhalten? Nachdenklich blickte er seinen Quaestor an, der im Hintergrund des Raumes stand, während der Schreiber auf den Beginn des Diktats wartete.



Seine Gedanken kehrten zu dem jungen Mann in Apollonia zurück. Selbstverständlich war er bereit, diesen zu unterstützen, so wie er auch damals den Konsul Caesar unterstützt hatte. Keine Frage! Er war es schließlich gewesen, der als Volkstribun die *lex de imperio Caesaris* eingebracht hatte, jenes Gesetz, das Caesar die Statthalterschaft von Gallien verschaffte.

Publius Vatinius grinste vor sich hin. Der geniale Coup hatte sich für ihn in jeder Hinsicht bezahlt gemacht. Bis auf den heutigen Tag. Und es war viel für ihn dabei herausgesprungen. Sehr viel. Noch nicht einmal zu viel, wenn man bedachte, daß durch sein Gesetz der Grundstein für Caesars ungeheure Machtfülle gelegt worden war. Er nickte zufrieden. Ja, er würde seine drei Legionen für die Caesarianer in Marsch setzen und den Jungen und dessen Familie unterstützen. Und wenn der Statthalter von Makedonien mitmachte:

um so besser!

Der Statthalter von Illyrien war erleichtert: er hatte sich entschieden. Und er war fest davon überzeugt, die richtige Entscheidung getroffen zu haben. Caesar hatte ihm erst kürzlich den Triumph zugesagt, doch seine Ermordung ließ diesen nun fraglich erscheinen. Wenn er seinen Anspruch darauf gegen den zu erwartenden Widerstand der wieder erstarkenden Optimatenclique durchzusetzen beabsichtigte, dann war es für ihn unabdingbar, den jungen Mann zu unterstützen. Dieser würde dann schon dafür sorgen, daß er, Publius Vatinius, der Freund und treue Anhänger Caesars, als Triumphator in Rom einziehen konnte, hinauf zum Kapitol.

Der junge Octavius! Welch eine Chance! Ja, man mußte ihn unterstützen und gleichzeitig beeinflussen!

Selbstgefällig dachte Vatinius, daß er einer von denen war, die das richtige Gespür hatten. Die wußten, worauf es ankam. Zufrieden lächelnd betrachtete er die zweiflammige Öllampe, in deren Flackerlicht die Schatten tanzten. Ja, er würde den Großneffen Caesars unterstützen.

Vatinius starrte in die Flammen und bewunderte deren Farbenspiel und Reinheit. Feuer war ein faszinierendes Element. Es lebte. Er schauderte, als ihm bewußt wurde, daß diese Flämmchen hier sein Quartier und die ganze Stadt Narona verzehren könnten. Wenn man ihnen nur genügend Nahrung böte. Feuer war das reinigende Element, das die Seele aus dem Körper befreit. Wie hypnotisiert starrte er hinein. Es gelang ihm nicht, sich vom Anblick der Flamme zu lösen. Er starrte und starrte, ohne sich von der Stelle zu rühren.

Das Räuspern seines Quaestors brachte ihn in die Gegenwart zurück. Vatinius schreckte zusammen und blickte auf. In der Miene seines Untergebenen spiegelte sich Verwunderung vermischt mit Sorge. So hatte er seinen Feldherrn noch nie gesehen. Er, der gewöhnlich energisch in schneller Folge Befehle geradezu herauszuschleudern pflegte, schien einer seltsamen Trance verfallen. Als ihre Blicke sich jetzt trafen, wurde klar, daß Vatinius ganz weit weg gewesen war.

Mit Anstrengung riß sich dieser los und wandte sich seinem geduldig wartenden Schreiber zu, um ihm den entscheidenden Brief an Gaius Octavius zu diktieren. Er ging unruhig im Raum auf und ab, während der Griffel des Schreibers seine Worte in das Wachs grub.

Mit einem letzten verstohlenen Blick auf seinen Feldherrn nahm der Quaestor das fertige Schreiben entgegen und verließ den Raum, um einen Kurier aufzutreiben, der sich noch in der gleichen Nacht mit einem Schnellsegler nach Apollonia aufmachen sollte.

IN APOLLONIA waren Octavius und seine Freunde noch dabei, die für sie so katastrophale Nachricht vom Tod Caesars zu verarbeiten, als ihnen gemeldet wurde, daß eine Menschenmenge mit Fackeln vor dem Haus aufzuziehen im Begriff sei. Man ging der Menge entgegen, die sich inzwischen vor dem Gebäude versammelt hatte, an ihrer Spitze die Ältesten des Stadtrates, die man höflich ins Atrium bat. Diese bekunde-

ten durch zerraufte Haare und Bärte und die dunklen Überwürfe, in die sie gehüllt waren, ihre Trauer und sprachen den Römern mit tränenerstickter Stimme ihr Beileid und ihre zutiefst empfundene Anteilnahme zum gemeinen Mord an Caesar aus. Sie waren wie alle Griechen großartige Schauspieler, allerdings auch nicht ganz frei von aufrichtiger Sorge, nämlich um sich und ihre Stadt. Octavius dankte ihnen und bat sie, die draußen wartende Menschenmenge zu beruhigen und nach Hause zu schicken.

»Herr, es geht das Gerücht, daß auch du ermordet worden sein sollst«, warf eines der Ratsmitglieder ein. Händeringend fuhr der Mann fort: »Um dieses Gerücht zu entkräften bitten wir dich, vor das Haus zu treten und dich dem aufgeregten Volk zu zeigen. Man befürchtet nämlich, daß im Falle deines Todes die in Makedonien überwinternden römischen Legionen in unserer Stadt ein Blutbad anrichten könnten.«

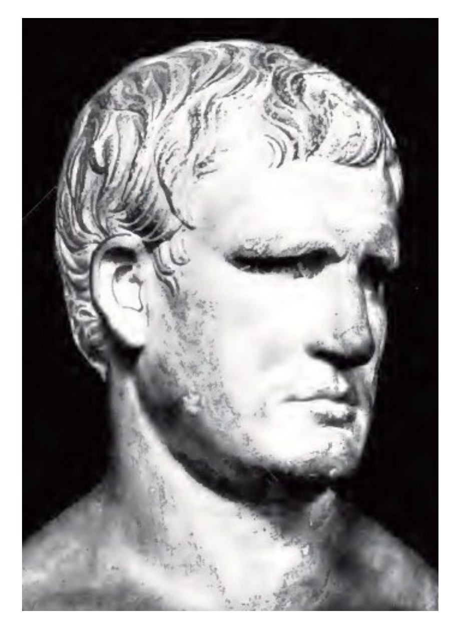
Um diese für den Kenner römischer Art nicht unberechtigten Befürchtungen zu zerstreuen, trat Octavius zusammen mit den Ältesten im Fackelschein vor das Portal und zeigte sich der aufgeregten Menschenmenge. Er bat die Bürger von Apollonia, sich nach Hause zu begeben. Schließlich fand er noch Worte des Dankes für die Besorgnis, die man für seine Person an den Tag legte. Nach griechischer Art diskutierend und in einzelnen Gruppen schickten sich die nun einigermaßen beruhigten Apollonienser an, ihre Häuser und Wohnungen aufzusuchen, während Octavius den Prytanen bat, für den kommenden Morgen eine Ratsversammlung ins Bouleuterion einzuberufen.

Hinter verschlossenen Türen berieten die Römer bis

spät in die Nacht hinein die Lage. Einige schlugen vor, Apollonia heimlich zu verlassen und sich zu den in Makedonien stationierten Legionen zu begeben. Dort gebe es genügend Offiziere, die den Großneffen Caesars schützen und auch tatkräftig unterstützen würden. Durch deren Ansehen und Einfluß könne man leicht erreichen, daß die makedonischen Legionen unter seiner Führung den Mord an Caesar rächen würden. Zwar sei der momentane Imperiumsträger Quintus Hortensius, der Prokonsul von Makedonien, zu dessen Amtsbereich auch Epirus, Griechenland und Teile von Illyrien gehörten. Man könne jedoch mit ziemlicher Sicherheit davon ausgehen, daß er der caesarischen Partei gegenüber loyal sein werde, da er Caesar seine jetzige Stellung zu verdanken habe.

Andere vertraten den Standpunkt, daß Hortensius nicht zählte: »Die Kriegstribunen und Centurionen stehen auf deiner Seite, weil die meisten von ihnen dich persönlich kennen und schätzen gelernt haben und du der nächste Verwandte ihres ermordeten Feldherrn bist. Du brauchst nur zu rufen und sie werden kommen. Hortensius wird es nicht wagen, sich gegen dich zu stellen. Außerdem kannst du dich voll und ganz auf Vatinius verlassen, der nur wenige Tagesmärsche entfernt steht. Daher solltest du nicht zögern, die Gunst der Stunde zu nutzen und an der Spitze von Caesars Elitetruppen als Rächer in Rom einzuziehen und die Mörder zu bestrafen!«

Besonnener war der Rat Agrippas, der vorschlug, daß Octavius der dringenden Bitte seiner Mutter und seines Stiefvaters folgen und auf dem schnellstem Weg nach Rom zurückkehren sollte.



»Alles andere setzt dich ins Unrecht, da du dir ein illegales Kommando anmaßen würdest. Deine Gegner hätten eine Handhabe, dich wegen Hochverrats anzuklagen und da du nicht weißt, wie die Lage in Rom zur Zeit ist, kannst du nicht abschätzen, welche Auswirkungen eine solche Anklage für dich haben würde. Caesar hatte viele versteckte Feinde, die nun offen handeln können und nur auf eine Gelegenheit warten, sich an seinen Freunden und erst recht an seinen Verwandten zu rächen.«

Beigepflichtet wurde ihm durch den greisen Apollodorus, den Lehrer des Octavius: »Agrippa hat zweifellos recht. Tue nichts Unüberlegtes! Vermeide vor allem, den Boden der Legalität zu verlassen. Gib den Feinden Caesars keine Handhabe. Reise so schnell wie möglich nach Italien und begib dich unauffällig auf Seitenwegen nach Rom. Und wenn du dort die politische Lage einschätzen kannst und weißt, wer deine Verbündeten sind, dann kannst du immer noch an Rache denken.«

»EIN BRIEF VON VATINIUS!« Octavius' Freigelassener stürzte in das hellerleuchtete Triclinium. Begierig griff Octavius nach der versiegelten Schreibtafel, denn Publius Vatinius war ihm als einer der ältesten und treuesten Anhänger Caesars bekannt, der Caesar nicht nur das Kommando in Gallien verschafft, son-

dern auch stets in Rom die Interessen des Statthalters von Gallien vertreten und später im Krieg gegen Pompeius mit einer von ihm selbst aufgestellten Flotte die Adria für Caesar gesichert hatte. Nachdem er zum Dank für alle diese Dienste das Konsulat erhalten hatte, war er vom Dictator zum Prokonsul von Illyrien ernannt worden.

In dem Schreiben sprach ihm Vatinius seine Anteilnahme aus und brachte seine Empörung über den Mord an Caesar zum Ausdruck. Gleichzeitig teilte er ihm mit, daß er und seine Legionen ihm zur Verfügung stünden.

Octavius schlug mit der flachen Hand so heftig auf die Wachstafel, daß die Anwesenden zusammenzuckten. Triumphierend in die Runde blickend rief er: »Wie ihr seht, habe ich mächtige Freunde! Vatinius war immer ein guter Mann und treuer Anhänger Caesars. Auf ihn kann ich mich verlassen. Und ich bin überzeugt, daß auch noch andere Provinzstatthalter auf meiner Seite stehen. – Und nun wollen wir überlegen, auf welcher Route wir nach Italien übersetzen, dort unbemerkt landen und unauffällig nach Rom gelangen.«

Agrippa räusperte sich: »Ich muß dich daran erinnern, daß wir über kein einziges Schiff verfügen!«

Octavius tat den Einwand mit einer Handbewegung ab.

»Wir werden Schiffe beschlagnahmen. Dazu bin ich als designierter Magister Equitum und Vicedictator berechtigt.«

»Alles schön und gut!« warf Salvidienus mit spöttischer Miene ein. »Aber woher willst du das nötige Geld beschaffen?«

Octavius quittierte den Einwand mit überlegenem Lächeln: »Schon mal was von der Legionskasse gehört?«

»Die wird man dir gerade ausliefern. Du scheinst zu vergessen, daß dein Großonkel tot ist!«

Octavius trat einen Schritt zurück und fixierte Salvidienus mit eiskaltem Blick: »Ich hatte dich bisher für meinen Freund gehalten!« Schweigend starrten die beiden Kontrahenten sich an.

Apollodorus von Pergamon versuchte die Situation zu retten: »Als euer beider Lehrer möchte ich euch daran erinnern, daß Selbstbeherrschung zu den vornehmsten Tugenden eines gebildeten Mannes gehört. Ein Streit ist jetzt das Letzte, was wir brauchen können!«

Und zu Salvidienus gewandt: »Deine taktlose Bemerkung war völlig fehl am Platz. Du solltest Octavius das Leben nicht noch schwerer machen! Außerdem scheinst du zu vergessen, daß Octavius im Denken der Soldaten als Verwandter ihres vergötterten Feldherrn einen ganz besonderen Platz einnimmt. Jetzt, wo dieser tot ist, werden sie sich in ihrer Bestürzung und Trauer um so fester an die Person seines Großneffen klammern. Deshalb hat er nach meiner Meinung völlig recht mit seiner Behauptung, daß man ihm die Truppengelder aushändigen wird.«

Auch der besonnene Agrippa beschwichtigte: »Wir alle sind verunsichert und daher gereizt. Deshalb sollte man unter diesen Umständen ein freies Wort unter Freunden nicht auf die Goldwaage legen!«

Octavius jedoch dachte rachsüchtig, daß Salvidienus für diese Verletzung seiner Würde eines Tages bezah-

len würde.

Laut hingegen äußerte er: »Wir wollen zur Tagesordnung übergehen. – Marathus, halte dich bereit, Briefe an Vatinius und Hortensius aufzunehmen!«

GESPRÄCH zwischen Augustus und seinem Großneffen Claudius auf Capri im Jahre 12 n. Chr.

Augustus: »Wie mir Titus Livius sagte, hast du dich in deiner Schriftstellerei der Zeit nach Caesars Tod zugewendet und bist dabei, meinen Aufstieg zu schildern.«

Claudius: »Ja, Großonkel, und dabei möchte ich von dir als der Hauptperson alles aus erster Hand wissen. Wie war das, als du in Apollonia von Caesars Tod hörtest?«

»Ja, mein Lieber, das war eine verteufelt unwillkommene Nachricht, das kannst du mir glauben. Ich kam gegen Abend von einem Ausritt zurück, als Agrippa mich mit bestürzter Miene schon vor dem Stall abfing. Als ich ihn in meiner Ahnungslosigkeit fragte, was ihm über die Leber gelaufen sei — ich glaubte, eine der häufigen Reibereien mit Salvidienus sei der Grund — teilte er mir mit tonloser Stimme mit, daß Caesar während einer Senatssitzung in Rom ermordet worden sei.

Ich war natürlich im ersten Moment wie vor den Kopf geschlagen, das kannst du dir denken. Mir war ungefähr so zumute wie bei der Nachricht von der Niederlage des Varus.«

DAS PLUMPE HANDELSSCHIFF schlingerte und stampfte in der heftig bewegten See, die der stürmische Nordwestwind in der Straße von Hydruntum zu immer höheren Wogen auftürmte. Die Corbita lag tief im Wasser, denn ihre Laderäume waren bis zum Rand mit Amphoren voller Gold- und Silbergeld gefüllt. Sie wurde begleitet von einer Flottille weiterer Schiffe, die man in aller Eile aufgetrieben und kurzerhand beschlagnahmt hatte. Stöhnend und sterbenselend lag der seekranke Gaius Octavius in seiner Koje. Er wollte niemanden sehen und wünschte nichts sehnlicher, als daß die ihm endlos scheinende Überfahrt nach Italien vorüber ginge. Sein elender Zustand ließ ihn nicht einmal mehr an Rache denken.

Man hatte Apollonia im Morgengrauen eines Frühlingstages verlassen. Aus Demetrias waren mehrere Kriegstribunen und Centurionen der makedonischen Legionen eingetroffen, die sich dem Großneffen Caesars angeschlossen hatten. Sie führten eine große Summe gemünzten Geldes mit sich, das sie Octavius übergaben.

So war man in See gestochen, einer ungewissen Zukunft entgegen. Anfangs verlief die Reise ruhig, bis am zweiten Tag das Wetter umschlug. Auch wiederholte Opfer an Neptun konnten die Wogen nicht glätten. Da Octavius seekrank wurde, übernahm der robuste Agrippa das Kommando. Man war noch in Apollonia übereingekommen, nicht den belebten Hafen von Brundisium anzusteuern, sondern weiter südlich eine geeignete Bucht zur Landung in Italien zu wählen.

Stunde um Stunde durchpflügten die Schiffe das aufgewühlte Meer und die Steuerleute mußten all ihre

Kunst aufwenden, um Kurs zu halten und untereinander in Sichtverbindung zu bleiben. Die Flottille kam nur langsam voran, da sie ihre Geschwindigkeit dem schwerbeladenen Handelsschiff anpassen mußte. Am dritten Tag endlich konnte man dem bereits ganz entkräfteten Octavius melden, daß die Küste Italiens in Sicht sei. Weitere qualvolle Stunden vergingen, bis man schließlich im einigermaßen ruhigen Wasser einer versteckten Bucht vor Anker gehen konnte.

Gestützt auf Salvidienus und Agrippa kletterte der seekranke Großneffe Caesars an Land. Kaum hatte er wieder festen Boden unter den Füßen, dauerte es nicht lange, bis sein Appetit zurückkehrte und er gierig alles verschlang, was sich an Eßbarem auftreiben ließ. So gestärkt, war er alsbald wieder in der Lage, Befehle zu erteilen und neue Pläne zu schmieden.

Einige zuverlässige Leute wurden losgeschickt, um von den Anwohnern der Gegend Neuigkeiten über die Ereignisse in Rom zu erfahren. Da man jedoch aus den Landleuten nichts Vernünftiges herausbringen konnte, entschloß sich Octavius, mit seinem Troß und der cohors amicorum nach Lupiae zu gehen, das einige Meilen landeinwärts lag. Die kleine Stadt lag abseits der Hauptverkehrswege, so daß etwaige Feinde seine Ankunft nicht so schnell bemerken würden.

Bevor Fuhrwerke für die schweren Geldamphoren organisiert werden konnten, verging fast ein Tag, sodaß man die Stadt erst spät in der Nacht und beim Schein der Fackeln erreichte. Nachdem Quartier gemacht war, wurden noch in der gleichen Nacht Kundschafter nach Brundisium geschickt, die von dort aus Kontakt mit Rom aufnehmen sollten.

Als bereits mehrere Tage vergangen waren, ohne daß auch nur einer der Kundschafter aus Brundisium zurückgekehrt war, wurde Octavius allmählich ungeduldig. Obwohl Agrippa ihn abzulenken und zu beschwichtigen suchte, hielt er die Ungewißheit nicht länger aus.

»Ich habe diese Warterei satt! Wenn nicht bis morgen irgendein Lebenszeichen aus Brundisium kommt, mache ich mich selbst auf den Weg!«

Marcus Agrippa schüttelte mißbilligend den Kopf.

»Mehr fällt dir dazu nicht ein? — Was sagst du, Salvidienus?«

»Ich komme mit dir. Wir werden uns unauffällig in der Stadt umsehen und Kontakt zu den dort stationierten Truppen Caesars aufnehmen. Wenn die Luft rein ist, schicken wir euch Nachricht.« Spöttisch musterte er Agrippa und schnitt ihm eine Grimasse.

Octavius schlug ihm auf die Schulter: »Das ist ein Wort! Genau das wollte ich hören!«

Mit grimmiger Miene bellte Agrippa: »Macht, was ihr wollt, ich kann es ja sowieso nicht verhindern! Setz' ruhig dein Leben aufs Spiel, nur weil der hitzköpfige Salvidienus dir zustimmt. Ich jedenfalls halte dein Vorhaben für äußerst leichtsinnig!«

Während Salvidienus Agrippa höhnisch angrinste, legte Octavius diesem beschwichtigend die Hand auf den Arm und meinte: »Ich verstehe deine Vorbehalte, aber ich muß mir unbedingt ein Bild der Lage verschaffen. Soll ich hier feige sitzenbleiben und abwarten, bis die Mörder mich finden? Ich werde jetzt die Initiative ergreifen! Ich beabsichtige zu handeln, wie Caesar in der gleichen Situation gehandelt hätte: in

Bewegung bleiben, blitzschnell zuschlagen, siegen!«

In diesem Moment ertönten eilige Schritte und mit ausgebreiteten Armen stürzte ein elegant gekleideter, dunkeläugiger junger Mann auf Octavius zu.

»Maecenas!«

Octavius strahlte den Jugendfreund an. Dieser schob ihn lächelnd von sich weg und musterte ihn aufmerksam.

»Laß dich ansehen! Gut siehst du aus! Kräftig! Und erst deine gesunde Farbe! Die Zeit in Apollonia ist dir ganz offensichtlich gut bekommen.«

»O ja, das ist sie! Ich war auf dem besten Weg, ein Soldat zu werden. Alles lief so gut. Doch dann kam die Nachricht von Caesars Ermordung!« Niedergeschlagen sah er Maecenas an.

Doch mit blitzenden Augen rief dieser: »Verzage nicht, denn ich bringe dir aus Rom die frohe Botschaft, daß du Caesars Sohn bist!«

Völlig perplex starrte Octavius den Freund an, während die anderen Rufe des Erstaunens hören ließen.

Wenn das stimmte!!

Octavius war plötzlich hellwach. Seine Gedanken überschlugen sich.

Maecenas, der sich an der Überraschung seines Freundes weidete, nickte lächelnd: »Ja, Sohn! — Ich habe die Ehre und Freude dir mitzuteilen, daß Gaius Caesar dich adoptiert und zum Haupterben eingesetzt hat! Lucius Cornelius Balbus hat mich beauftragt, dich hier in Lupiae aufzusuchen und dir eine Abschrift von Caesars Testament zu überbringen.« Er überreichte ihm eine versiegelte Schriftrolle.

Begierig griff Octavius zu, brach mit zitternden Hän-

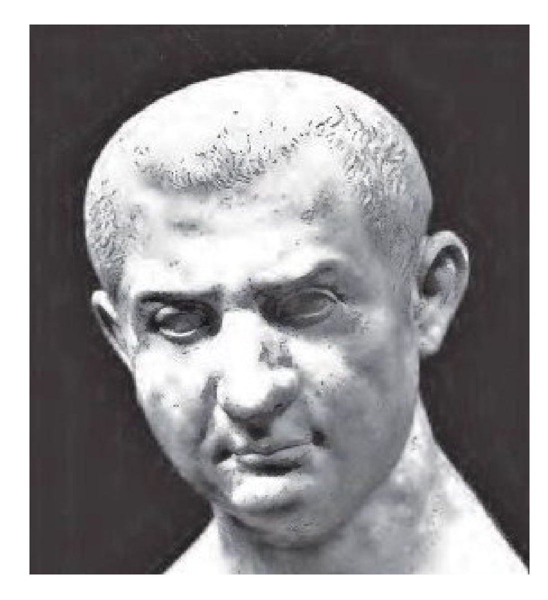
den das Siegel und überflog den Text, während im Raum atemloses Schweigen herrschte. Mit steigender Erregung las er die einzelnen Paragraphen, bis er endlich zu der Stelle kam, die er gesucht hatte und wo es hieß:

»C. OCTAVIUS HERES MIHI ESTO.« – Gaius Octavius soll mein Erbe sein...

Als er diese Worte gelesen hatte, ließ der Sohn Caesars das Schriftstück sinken und rief mit erhobener Stimme: »Ich werde meinen Vater rächen! Das schwöre ich bei meinem Schutzgott Apollo!«

Unter dem Eindruck dieser ihm nach Meinung der Anwesenden gleichsam von der Gottheit eingegebenen Worte blieben alle zunächst stumm, bis Maecenas das Schweigen mit den Worten brach: »Ich habe dir außerdem die Abschriften der aktuellen Senatsbeschlüsse mitgebracht und Balbus läßt dir ausrichten, daß du unbesorgt nach Brundisium gehen kannst, da die Stadt für dich sicher ist. Er selbst erwartet dich in Neapolis.«

ALS LUCIUS CORNELIUS BALBUS in Neapolis mit dem Erben Caesars zusammentraf, mußte er daran denken, wie Caesar im September des vergangenen Jahres auf dem Labicanum sein Testament von sieben Zeugen hatte beurkunden lassen, unter denen neben ihm selbst auch Oppius und Matius gewesen waren. Die Adoption des Octavius und seine Ernennung zum Haupterben waren am Ende des Dokuments hinzugesetzt.



»Weißt du, Balbus, daß ich Gaius Octavius für einen ganz außergewöhnlich begabten jungen Mann halte?« Caesar hatte ihn bei diesen Worten bedeutsam angeblickt, während er den bereits vorbereiteten Zusatz zum Testament — die ima cera — siegelte. Er hatte einen Moment gezögert, so schien es Balbus, und dann seinen Siegelring entschlossen ins Wachs der Tafel gedrückt.

Balbus eröffnete Octavius: »Philippus ist der Meinung, du solltest die Adoption und das Erbe nicht annehmen. Ich muß dir gestehen, daß deine Familie nicht wollte, daß ich dich über Caesars Willen informiere. Ich tue es dennoch, da ich weiß, wie sehr ihm diese Sache am Herzen lag. Caesar hat in letzter Zeit oft mit mir über dich und deine Zukunft gesprochen. Noch kurz vor seinem geplanten Aufbruch zum Partherkrieg äußerte er wörtlich: *»Gaius Octavius ist von einem ungeheuren Ehrgeiz beseelt. Deshalb wird er alles, was er sich vornimmt, gegen alle Widerstände durchzusetzen suchen. Darin ähnelt er mir. Auch ich habe mich gegen meine Gegner behauptet. Als er die Strapazen der Spanienreise auf sich nahm, um mir entgegenzueilen, habe ich erkannt, daß in ihm mehr steckt, als alle anderen vermuteten. Er wird seinen Weg machen!«*

Der frischgebackene Sohn Caesars war erfreut. Die Worte des Balbus taten ihm gut. Und er wußte, daß

dieser Mann, der Mitwisser der Pläne und Geheimnisse Caesars, ihm den Weg ebnen würde.

Balbus, dessen feines Gespür die Stimmungslage des jungen Caesar augenblicklich erfaßte, versicherte mit geschmeidigem Lächeln: »Die Übernahme deiner Erbschaft ist bereits in die Wege geleitet, Caesar. Oppius und ich leiteten, wie du weißt, den Kurierdienst deines Vaters und haben noch immer die Möglichkeit, Nachrichten schnell zu empfangen und ebenso rasch weiterzugeben. Eine eingespielte Organisation steht dir somit zur Verfügung. Die für deine Zwecke wichtigsten Männer sind bereits angeschrieben worden.

So befindet sich Marcus Tullius Cicero gegenwärtig ganz in unserer Nähe in seiner Villa bei Puteoli. Dein Stiefvater ist zur Zeit sein Nachbar und verkehrt laufend mit ihm. Ich kam daher auf den Gedanken, Philippus zu bitten, dich bei Cicero einzuführen. Auch bei Cicero selbst habe ich in dieser Hinsicht bereits vorgefühlt. Meiner Meinung nach solltest du die günstige Gelegenheit nutzen und mit Cicero sprechen, denn er verfügt über großen moralischen Einfluß in Rom und kann dir daher sehr nützlich sein!«

MARCUS TULLIUS CICERO war in trüber Stimmung. Seit Wochen saß er in seinen Landhäusern herum, während in Rom die *orcini* – die Unterweltler – das Sagen hatten. Zwar war der Tyrann tot, doch seine Anordnungen hatten nach wie vor Bestand! Es war einfach empörend. Und die Befreier Brutus und Cassius mußten Rom meiden, da sie dort ihres Lebens nicht mehr sicher waren.

Er selbst hatte sich gerade noch rechtzeitig auf sein Puteolanum zurückgezogen, denn es waren ihm in Tusculum Gerüchte zu Ohren gekommen, daß Bewaffnete sich von Rom aus auf den Weg gemacht hätten, um ihn in seiner Villa zu überfallen. Auf Anstiftung des Antonius natürlich, darüber konnte gar kein Zweifel herrschen! Er hatte es Varro zu verdanken, daß er noch rechtzeitig Wind von dem Mordplan bekommen hatte.

Cicero fröstelte, als er daran dachte, wie er in der Kurie des Pompeius den Tod Caesars miterlebt hatte. Als dieser sich unter den Dolchen der Verschwörer hin- und herwarf und dann plötzlich in dem rasenden Menschenknäuel verschwunden war wie das gestellte Raubtier in der Hundemeute, saß Cicero nur wenige Meter entfernt wie erstarrt auf seinem kurulischen Stuhl. Er hatte die Tat mit angesehen, ohne im ersten Moment zu begreifen, was da geschah. Alle saßen wie erstarrt da, keine Hand rührte sich, nicht einmal als zwei einzelne Senatoren, Sabinus und Censorinus, den hilflosen Versuch machten, Caesar beizuspringen, jedoch den dichtgeschlossenen Ring der Mörder nicht zu durchbrechen vermochten. Doch da hatte sich bereits die Mehrzahl der patres conscripti zur Flucht gewandt.

Als das Knäuel sich endlich auflöste und das verzerrte Gesicht des Brutus auftauchte und er mit erhobenem blutigen Dolch noch ganz im Bewußtsein der ungeheuerlichen Tat mit wildem Blick Cicero suchte und laut dessen Namen rief und die anderen mit Caesars Blut bespritzten Verschwörer in diesen Ruf einstimmten, da war er entsetzt vor ihnen zurückgewichen wie

vor entfesselten Dämonen. In panischer Angst hatte er seine Toga abgeworfen und war nur mit der Tunika bekleidet geflohen, weg von diesen Entfesselten mit den geschwungenen blutigen Dolchen und weg von der einsamen Leiche, die zu Füßen der Statue des Pompeius lag.

Der Dictator Caesar war tot. Die Befreier hatten sich auf dem Kapitol verschanzt, der überlebende Konsul konnte nicht gefunden werden. Und während Marcus Cicero sein Glückwunschbillet an Basilus schrieb, saß der Magister Equitum Lepidus mit seinen Truppen ratlos auf der Tiberinsel. Das römische Volk eilte kopflos durch die Straßen und wartete auf eine Erklärung. Brutus hatte diese in der Kurie des Pompeius unmittelbar nach der Tat versucht, jedoch vergeblich: die entsetzten Senatoren waren davongelaufen. Bestürzt liefen auch die Befreier davon, ihre blutigen Dolche schwingend, eine Freiheitsmütze schwenkend und den Namen Ciceros rufend, für sie das Symbol der freien Republik. Das geschah an den Iden des März. Am Abend schließlich wagte Cicero sich aufs Kapitol und fand dort Brutus, Cassius, Trebonius und die anderen zwanzig Befreier im Schutz ihrer Gladiatoren im Tempel des Iuppiter Optimus Maximus vor. Er pries ihre Tat und so faßten sie frischen Mut.

Cicero schüttelte den Kopf, um die alptraumhaften Bilder loszuwerden. Als er sich seiner sonnigen Terrasse bewußt wurde, atmete er erleichtert auf und tupfte sich den kalten Schweiß von der Stirn. Im freundlichen Sonnenschein von Puteoli kam ihm jetzt seine damalige Angst vor Brutus und den anderen absurd vor. Waren sie nicht die Befreier und Gesinnungsgenossen,

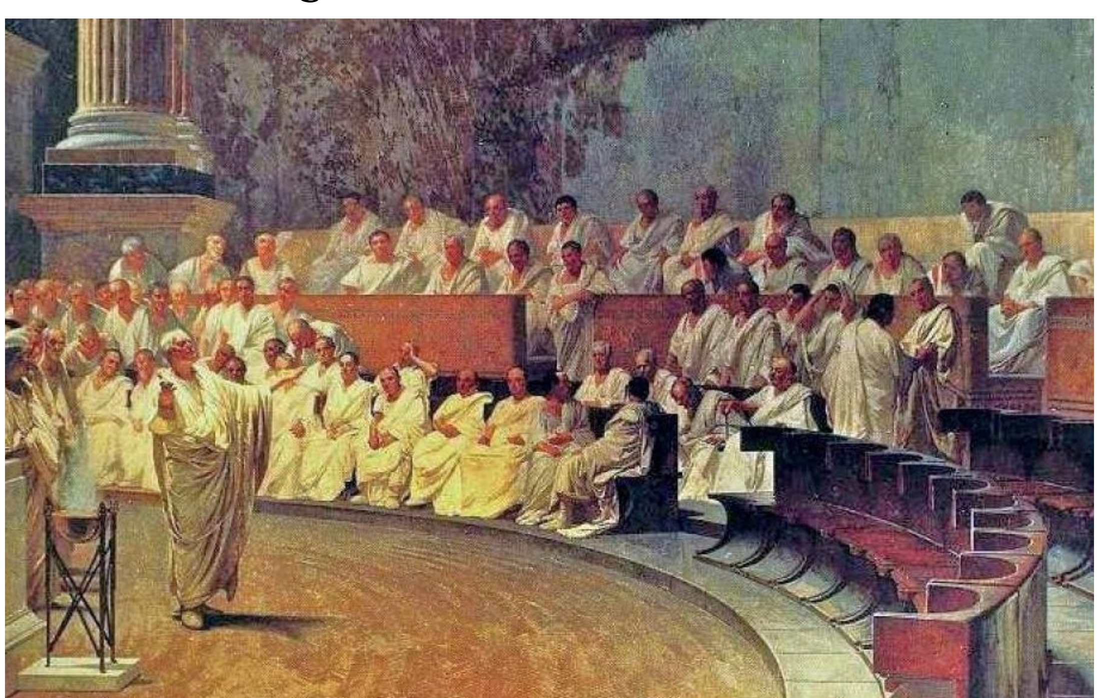
die wie er selbst dachten und fühlten? Und sein Brutus? In jenem Augenblick äußersten Entsetzens war der ihm wie ein Dämon erschienen. Das mußte damit zusammenhängen, daß der große Löwe, der unbezwingliche Caesar ihm und seiner Meute zum Opfer gefallen, das Unfaßbare und doch so sehr Ersehnte geschehen war. Sein Brutus! Cicero seufzte. Schon einmal, zur Zeit seiner kilikischen Statthalterschaft hatte er dunkle Züge an seinem Helden wahrnehmen müssen. Doch damals war Brutus noch nicht sein Held, war erst auf dem Weg dorthin. Salamis, der Hungertod der Ratsherren, Matinius und Scaptius. Das hatte Brutus zu verantworten gehabt, der damalige Brutus, der rücksichtslose Wucherer.

Cicero seufzte erneut. Ach, wenn doch endlich etwas geschehen würde! Alles stagnierte, die Caesarianer und Republikaner belauerten sich gegenseitig, während der Konsul Marcus Antonius seinen privaten Interessen nachging. Das hieß, er soff, schlemmte und hurte bis zum Umfallen. Immerhin war er abgelenkt und schien keine Rachegedanken gegen die Befreier zu hegen. Hatte er doch sogar ein Gesetz eingebracht, das die Dictatur auf ewig abschaffte.

Marcus Cicero mußte an jenen Morgen im März denken, an dem sich der Senat von Rom im Tempel der Tellus versammelt und Dolabella als amtierender Konsul die Sitzung eröffnet hatte. Caesars Tod lag zwei Tage zurück und an jenem Morgen war Cicero auf die politische Bühne zurückgekehrt. Es war eine Wiedergeburt gewesen!

Angesichts der riesigen Karte Italiens, die auf eine der Wände des Heiligtums gemalt war, hatte sich der Senat erwartungsvoll um ihn geschart. Noch jetzt sah er deutlich das Gesicht des Antonius vor sich, der als Konsul den Vorsitz geführt hatte, wie er leicht vorgebeugt auf seinem Amtsstuhl saß und ihm das Wort erteilte: »Sprich, Marcus Cicero!«

Und er hatte gesprochen. Er hatte von den Schandtaten Caesars gesprochen, er hatte von Pompeius, von Cato und von all den anderen untergegangenen Freunden gesprochen, die Caesar und seiner Bande zum Opfer gefallen waren. Er hatte seinem Grimm und Schmerz freien Lauf gelassen. Er hatte Marcus Brutus in den Himmel gehoben, seine unsterbliche Tat, die Befreiung des römischen Volkes von der Tyrannei eines Einzelnen, so wie schon einmal ein Brutus Rom von einem König befreit hatte, damals, als die Republik begann. Und mit ihr die Freiheit, die man jetzt endlich wiedergewonnen hatte. An diesem Punkt sei-



ner Rede gab es die ersten Anzeichen, daß er mit solchen Ausführungen bei einem Teil des Senats nicht gut ankam, und es war ein großer Teil, darunter natürlich Antonius, Lepidus und Piso, der Schwiegervater Caesars, und auch Philippus, Servilius und Fufius Calenus, und solche, von denen er diese Mißbilligung nicht erwartet hätte, wie Hirtius und Pansa und Dolabella, sein ehemaliger Schwiegersohn Dolabella, der andere Konsul! Da hatte er rasch einen versöhnlicheren Ton angeschlagen, hatte die ihm in überreichem Maße zur Verfügung stehende Redekunst entfaltet und von Athen und den dreißig Tyrannen zu reden begonnen, von der berühmten Amnestie, die den inneren Frieden Athens gesichert hatte. Das Volk von Athen mußte herhalten als Vorbild des römischen Volkes, »denn, versammelte Väter, es ist kein schlechtes Vorbild, jenes Volk von Athen, das von Freiheit so viel verstand!« Jeder im Tempel der Tellus nicht weit vom Haus des Pompeius am Abhang der Carinae, jeder der dort der so oft gehörten Stimme Ciceros Lauschenden wußte, wieviel Rom in geistiger Hinsicht Athen zu verdanken hatte! Nahezu jeder der versammelten Senatoren hatte auch Ciceros Bücher vom Staat gelesen, hatte daraus erfahren, daß dieser Staat der Römer auf den Einrichtungen von Athen beruhte, Einrichtungen, welche die weisen Vorfahren übernommen hatten für ein freies Rom.

Cicero hatte den Mienen seiner Standesgenossen angesehen, daß denen allmählich dämmerte, welchem Fahrwasser seine Rede zusteuerte. Unter Aufbietung seiner gesamten Beredsamkeit hatte er noch einmal weit ausgeholt in die griechische Geschichte und dann

eine Amnestie nach athenischem Vorbild vorgeschlagen, ein gegenseitiges Verzeihen im Interesse des Staates. Und er hatte in einem dringlichen Schlußappell die Eintracht der Stände beschworen, die Versöhnung als Grundlage eines Neuanfangs. Nachdem er geendet, herrschte unter dem Eindruck des Nachhalls seiner volltönenden Stimme ein so tiefes Schweigen im Tempel der Tellus, daß man für einen Augenblick das Knistern der Fackeln vernahm. Dann war langanhaltender Beifall aufgebrandet, Dolabella und Piso hatten ihn beglückwünscht zu seinem genialen Vorschlag, und die versammelten Väter diesen nach kurzer Abstimmung ohne Umschweife zum Senatsbeschluß erhoben.

Marcus Tullius Cicero war der Held der Tages gewesen und er hatte sich zutiefst bewegt endlich wieder als Vater des Vaterlandes gefühlt, verantwortlich für das Wohl und Wehe des römischen Volkes, so wie damals während seines legendären Konsulats, als er die Verschwörung des Catilina aufgedeckt und niedergeschlagen hatte.

Cicero lächelte versonnen vor sich hin. Noch jetzt weitete die wohltuende Erinnerung an jenen triumphalen Auftritt seine Brust.

Doch dieser Seelenzustand hielt nicht lange vor und erneut fühlte er sich wie vor den Kopf geschlagen, als ihm die mißliche Lage der Republik schmerzlich bewußt wurde. Fast hätte sein Magen rebelliert. Unbewußt ballte er die Fäuste bei dem Gedanken an Brutus. Was um alles in der Welt war mit dem nur los? Der saß doch tatsächlich in Lanuvium, auf dem Laconicum, wie er seine dortige Villa in Anspielung auf

Sparta nannte, und wartete ab, jetzt, wo gehandelt werden mußte! Als hätte er es darauf angelegt, sich in Lanuvium zur Ruhe zu setzen, während alle Maßnahmen, mündlichen und schriftlichen Äußerungen, Versprechungen und Gedanken Caesars mehr gelten sollten, als wenn dieser noch am Leben gewesen wäre. Selbst die Spiele in Rom, die Brutus als Praetor zu geben hätte, ließ er durch einen Stellvertreter ausrichten! Und durch wen? Durch Gaius Antonius, den Bruder des Konsuls! Warum nur ließ er sich das Heft so aus der Hand nehmen? Cicero schüttelte den Kopf: er konnte ein solches Verhalten nicht begreifen. War er doch selbst noch am Abend des 15. März zu den Befreiern aufs Kapitol hinaufgestiegen und hatte diese beschworen, den Senat zu einer außerordentlichen Sitzung dorthin zu berufen. Dazu wären sie als Prätoren berechtigt gewesen, weil der Konsul Caesar tot und sein Kollege unauffindbar war. Bei den unsterblichen Göttern! Was hätte sich damals alles erreichen lassen, wo alle anständigen Bürger frohlockten, die Räuber aber zerschmettert am Boden lagen! Brutus und Cassius jedoch hatten die Gunst der Stunde nicht zu nutzen gewußt.

Der Redner wurde aus seinen schmerzlichen Reflexionen gerissen, denn Tiro meldete den Besuch des Philippus. Schon wieder! Hier in Puteoli war sein nächster Nachbar der Konsular L. Marcius Philippus. Fast jeden Tag suchte er ihn auf und langweilte ihn mit seinem Gerede.

Cicero erhob sich, um seinem Gast entgegen zu gehen. Heute war dieser in Begleitung eines jungen Mannes, bei dessen Anblick Cicero sofort wußte, daß es

sich nur um den Erben Caesars handeln konnte, auf dessen Besuch ihn Balbus vorbereitet hatte.

»Sei gegrüßt, Marcus Tullius! Verzeih mein frühes Eindringen, aber ich habe interessante Neuigkeiten, und ich kann mir vorstellen, daß du ganz wild darauf sein wirst!«

Mit diesen Worten kam der Nachbar näher, während Cicero ob der verbalen Entgleisung seines Besuchers schmerzlich berührt das Gesicht verzog.

»Darf ich dir meinen Stiefsohn vorstellen? Du kennst ihn gewiß vom Sehen, denn er hat Caesar oft in Rom begleitet.«

Bei der Nennung SEINES Namens zuckte Cicero zusammen. Mußte das sein? Besaß Philippus denn keinen Funken Taktgefühl? Selbst Balbus als ausgewiesener Anhänger Caesars vermied es ihm gegenüber peinlichst, den Namen des getöteten Tyrannen auszusprechen.

Kritisch musterte der Hausherr den jungen Begleiter des Philippus: er behagte ihm nicht. Der geniale Redner, der seine großen Erfolge nicht zuletzt seiner Fähigkeit, sich in Stimmungen einzufühlen verdankte, fühlte etwas Kaltes, Selbstsüchtiges von jenem Jüngling ausgehen. Dieser seinerseits spürte gar wohl die Reserviertheit des Betrachters. Instinktiv erkannte er, daß bei Cicero Fingerspitzengefühl angebracht sein würde.

Während der Hausherr den Eindringlingen vorausschritt, musterte Octavius ihn unverhohlen. Er hatte den berühmten Mann zwar früher in Rom einige Male zu Gesicht bekommen, jedoch nur flüchtig und ohne irgendeinen Bezug. Nun war das anders: Marcus Tulli-

us Cicero war für ihn und seinen Ehrgeiz zu einer Schlüsselfigur geworden. Balbus hatte recht: Im Augenblick verkörperte dieser Mann Rom.

Man hatte sich ins Arbeitszimmer zurückgezogen, um dort ungestört über die Wünsche und Absichten des jungen Mannes zu sprechen. So wollten es Octavius und Philippus. Cicero weniger: er fühlte sich überrumpelt. Es wurden Erfrischungen gereicht: eine Aufmerksamkeit Tiros, der seinem verehrten Meister jeden Wunsch von den Augen abzulesen gewohnt war.

All das hatte Octavius beobachtet. Von Philippus wußte er, daß Cicero ein Mensch war, der sich nur sehr schwer zu etwas entschließen konnte. Und seine Eitelkeit war dem scharfäugigen jungen Mann nicht verborgen geblieben, der mit der Absicht erschienen war, den Redner zu bewegen, auf die Wünsche und Vorstellungen von Caesars Erben einzugehen.

In der Tat fühlte sich Cicero nicht wohl in seiner Haut, der junge Mann war ihm unheimlich. Er hatte einen Blick, als würde er von innen heraus verbrennen. Der Redner wußte aus leidvoller Erfahrung, daß man mit derartigen Menschen vorsichtig umgehen mußte. Es waren solche, die eine Mission zu haben glaubten. Catilina und auch Publius Clodius hatten solche Augen besessen. Er ahnte, daß der Umgang mit dem Stiefsohn des Philippus nicht leicht sein würde. Dennoch liebenswürdig lächelnd, wie es ihm seine Urbanität gebot, bat er seine Gäste aus dem Arbeitszimmer auf die sonnige Terrasse, die einen herrlichen Rundblick auf den Golf von Neapel erlaubte. Jetzt im Frühjahr war das Meer aufgewühlt und weißer Schaum krönte die Brandung, die sich unter donnerndem Brau-

sen und Tosen am felsigen Gestade unterhalb der Villa brach und einen feinen salzigen Sprühnebel verbreitete.

»Du bist also der Großneffe Caesars und von ihm testamentarisch adoptiert worden?« erkundigte sich Cicero. Dem Rechtsgelehrten in ihm lag daran, die korrekte rechtliche Stellung des Jungen festzustellen.

Octavius bestätigte: »Es ist so, wie du sagst. Caesar hat mich in seinem Testament zu seinem Sohn und Haupterben erklärt. Somit bin ich der Erbe seines Namens und seiner Stellung!«

Fragend wandte sich der Redner an Philippus. Der Stiefvater des Octavius hob resignierend die Hände: »Seine Mutter und ich haben ihm von der Erbschaft abgeraten. Sie ist viel zu gefährlich. Der Junge hat nichts, worauf er sich stützen kann!«

»Eben deshalb bin ich hier!« unterbrach ihn Octavius. Und mit gewinnendem Lächeln zu Cicero: »Dein Einfluß und deine Klugheit würden mir sehr nützlich sein. Wenn jemand mir raten kann, dann bist du es!«

»So sprach auch Caesar einst zu mir« erwiderte abwehrend der Redner.

»Dann laß uns dieses Bündnis jetzt erneuern! Darum bittet dich der neue Caesar!« beschwor ihn Octavius.

BRIEF CICEROS an Atticus*: Octavius war heute schon wieder mit Philippus bei mir und verkehrt hier freundschaftlich und höchst ehrerbietig mit mir. Seine Leute reden ihn mit »Caesar« an; Philippus nicht, und so tue auch ich es nicht. Ein guter Staatsbürger kann der nicht werden, dafür umschwärmen ihn zu viele,*

die unsere Freunde mit Verderben bedrohen und behaupten, so gehe es nicht weiter. Was meinst du, wenn der Junge nach Rom käme, wo unsere Befreier sich nicht sicher fühlen können? Deren Ruhm wird ewig dauern, und das Bewußtsein ihrer herrlichen Tat wird ihnen gar ein Gefühl des Glücks verleihen; wir jedoch werden höchstwahrscheinlich nichts mehr zu melden haben. Octavius ist, wie ich mich überzeugen konnte, ein recht begabter junger Mann, der weiß was er will, und wird sich zu unseren Heroen wahrscheinlich so stellen, wie wir es wünschen. Aber wir müssen sehr auf der Hut sein; wohin sein jugendliches Alter, sein Erbe, seine Erziehung ihn schließlich einmal führen, weiß niemand. Sein Stiefvater meint jedenfalls, ihm sei nicht zu trauen. Dennoch müssen wir ihn fördern und wenigstens verhindern, daß er sich mit Antonius verbindet.

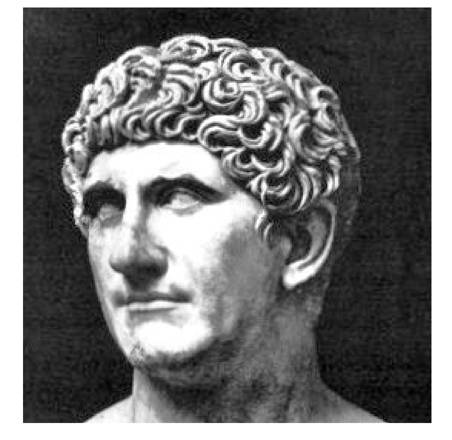
DER CAESAR erinnerte sich auch noch Jahre später lebhaft an seine erste Begegnung mit Cicero in dessen Villa in Puteoli. Er sah Titus Pomponius Atticus an und bekannte: »Marcus Cicero war ein eitler, aber aufrichtiger Mann. Er hat Rom stets über alles gestellt, so wie auch ich das tue!«

Atticus nickte nachdenklich und erwiderte: »Caesar, niemand weiß das besser als ich!«

MARCUS ANTONIUS erwachte mit schwerem Kopf. Mißgelaunt brüllte er nach seinen Sklaven, damit diese frischen Wein bringen und den vollen Nachttopf leeren sollten. Als ihm das nicht schnell genug ging, half er seinen Befehlen mit Faustschlägen nach. Wenn Marcus Antonius einen Kater hatte, war er unberechenbar und vergaß, was er seiner Würde als Konsul schuldete. Überdies war er völlig verunsichert, denn sein Herr und Meister war tot und es bereitete ihm fast unüberwindliche Schwierigkeiten, sich in der neuen cäsarlosen Welt zu orientieren. Seinen hilflosen Zorn vergrößerte noch der Umstand, daß sein verhaßter Rivale Dolabella sich sofort nach Bekanntwerden der Ermordung des Dictators die konsularischen Insignien angemaßt und sich dem römischen Volk dreist als solcher präsentiert hatte. Sogar die ihm als Konsul zustehenden zwölf Liktoren hatte er irgendwo aufgetrieben! Zwar war er von Caesar für das kommende Jahr fürs Konsulat ausersehen worden – der allmächtige Dictator hatte wegen seiner voraussichtlich mehrjährigen Abwesenheit im großen Partherkrieg die Ämter für Jahre im Voraus vergeben – dennoch ärgerte es Antonius gewaltig, daß Publius Cornelius Dolabella sich das höchste Staatsamt bereits jetzt anmaßte und frech Caesars Platz einnahm.

Wütend schleuderte Antonius den leeren Weinbecher gegen die Wand des prachtvollen Schlafzimmers, in dem einst der große Pompeius sein Haupt zur Ruhe gebettet hatte. Und dann auch noch Cicero! Dieser Musterrepublikaner hatte ihn im Tempel der Tellus mit seinem vom Senat gebilligten schlau eingefädelten Amnestievorschlag gezwungen, gute Miene zum bö-

sen Spiel zu machen und den Mord an Caesar zumindest fürs erste ungerächt zu lassen. Und er selbst hatte sich in einem Moment der Schwäche sogar veranlaßt gesehen, ein Gesetz einzubringen, das die Dictatur für alle Zeiten abschaffte, obwohl diese Ausnahmegewalt auf Zeit ein heiliges Erbe der Vorfahren war, das sich in Krisenzeiten bewährt hatte. Dennoch gab dieser gefährliche Wortverdreher noch immer keine Ruhe.



Finster dachte Antonius daran, daß es Marcus Tullius Cicero gewesen war, der seinen Stiefvater Publius Cornelius Lentulus Sura als angeblichen Mitverschwörer Catilinas persönlich aus dem Hausarrest geholt und zum Tullianum gezerrt hatte, um ihn dort erdrosseln zu lassen. Cicero und seine Optimatenfreunde hatten jetzt zum ersten Mal seit dem Tod des Pompeius wieder Oberwasser und arbeiteten daran, die Maßnahmen Caesars rückgängig zu machen. Was bedeutete, daß seine eigene Existenz, die auf Caesars Gunst beruht hatte, durch ihre Wühlereien aufs äußerste bedroht war. Schon aus diesem Grund mußte er Cicero und dessen Gesinnungsgenossen Einhalt gebieten. Aber wie? – Offene Gewalt durfte er zu diesem Zeitpunkt nicht wagen, obwohl der Redner sich nicht in Rom aufhielt, wo es zu viele Zeugen gab, sondern sich in eine seiner Villen zurückgezogen hatte, wo man ihm unauffälliger zu Leibe rücken könnte.

Zudem war völlig offen, wie stark die Anhängerschaft der »Befreier« Brutus und Cassius war, die Caesar zusammen mit anderen, deren Namen nach und

nach bekannt wurden, heimtückisch ermordet hatten. Auch wußte er nicht, welche der noch vom Dictator ernannten Provinzstatthalter jetzt ihr wahres Gesicht zeigen würden, so wie einige der Verschwörer bis zur Tat als die engsten Anhänger und Freunde Caesars gegolten hatten. Er selbst war nur mit knapper Not dem Schicksal seines Herrn und Meisters entgangen, weil Trebonius ihn vor der Kurie aufgehalten und in ein Gespräch verwickelt hatte. Die einen behaupteten, das sei geschehen, damit er bei seiner bekannten Körperkraft Caesar nicht zur Hilfe kommen sollte, andere, daß dies auf den ausdrücklichen Wunsch des Decimus Brutus geschehen sei, der nur den Tyrannen allein beseitigt wissen wollte und sich ausbedungen hatte, daß sein alter Waffengenosse des gallischen Krieges verschont würde. Wie dem auch sei, diese Männer waren eine Bedrohung und mußten unschädlich gemacht werden, wenn er seine eigene Stellung behaupten wollte.

Marcus Antonius rülpste. Verdammt noch mal, es mußte doch eine Möglichkeit geben, diesen Kerlen heimzuleuchten! Er kochte vor Wut, weil er nicht zu seinem bewährten Mittel greifen konnte, der nackten Gewalt. Er fühlte sich wie ein in die Enge getriebenes Raubtier. Da ihm für den Moment die Hände gebunden waren, hieß es abwarten und sich verstellen, was einem Menschen seiner impulsiven Art schwerfiel. Also den verfassungstreuen Konsul mimen und auch noch seinen »Kollegen« Dolabella ertragen. Marcus Antonius furzte. Beim Hercules, er brauchte Wein! Unbeherrscht schrie er nach dem Haushofmeister, und als dieser herbeigestürzt kam: »Schick die Klienten

weg, ich fühle mich heute nicht in der Lage, den Morgenempfang durchzustehen!«

»Aber Herr, sie warten bereits seit Stunden!«

»Hörst du nicht, sie sollen verschwinden! Und bring mir endlich Wein!« brüllte Antonius und hob die Faust zum Schlag.

In diesem Moment wurde der Vorhang zum Atrium zurückgerissen und ein Mann in der Amtstracht des Prätors eilte herein. Es war Gaius Antonius, einer der beiden jüngeren Brüder des Konsuls.

»Marcus, wir sind in Schwierigkeiten! Caesars Erbe soll in Italien gelandet sein und bereits Kontakt mit Cicero aufgenommen haben!«

Antonius ließ die erhobene Faust sinken und starrte seinen Bruder an, während der Haushofmeister die Gelegenheit nutzte, sich unauffällig zu verdrücken.

»Gaius Octavius? Ist das sicher? «

»Unsere Gewährsleute verbürgen sich dafür. Was tun wir jetzt?«

Die Brüder Antonius sahen sich an. Marcus Antonius war wie betäubt und vermochte im ersten Moment keinen klaren Gedanken zu fassen. Und daran war nicht nur sein Kater schuld. Doch schließlich raffte er sich auf, jagte alle Sklaven aus dem Schlafzimmer und befahl seinem Bruder mit heiserer Stimme: »Schick Boten zu Lucius und auch zu Faberius! Den findet ihr auf der Baustelle seines neuen Hauses auf dem Aventin. – Wir müssen uns zusammensetzen und unser weiteres Vorgehen beraten. Es geht jetzt um unser Sein

oder Nichtsein, denn ich befürchte, daß dieser Octavius uns das Wasser abgraben will.«

Und damit hatte er recht. Noch waren die Brüder Marcus, Gaius und Lucius Antonius, die das Konsulat, die Praetur und das Volkstribunat bekleideten, im Besitz der rasch an sich gebrachten Gelder Caesars. Marcus Antonius hatte dessen hinterlassene Papiere manipuliert und durch gefälschte Ernennungen und Gnadenerweise, die angeblich noch von Caesar stammten, riesige Summen zusätzlich eingenommen. Dabei hatte er einen sehr energischen Komplizen und geschickten Fälscher in Caesars Geheimschreiber Faberius gefunden, der Caesars Handschrift täuschend echt nachzumachen verstand. Wenn das aufflog, mußte Antonius mit allem rechnen. Und dem Großneffen Caesars war alles zuzutrauen, was den Brüdern Antonius Schaden bringen würde. Der war ihm schon in Spanien auf die Nerven gegangen, wie er da ständig um Caesar herumscharwenzelte. Der Konsul, der sich als einzigen rechtmäßigen Nachfolger Caesars betrachtete, knirschte so heftig mit den Zähnen, daß sein Bruder ihn besorgt musterte.

Antonius verzog das grobe, von Wut und Wein gerötete Gesicht und knurrte: »Wir müssen verhindern, daß das heimtückische Bürschchen überhaupt bis nach Rom kommt! Und wenn doch, dann darf der auf gar keinen Fall zum Volk sprechen! Das wird Lucius verhindern, indem er sein Veto einlegt! Und daß Marcus Cicero wieder mit von der Partie ist, kann ich mir vorstellen! Ich möchte nur wissen, wie er den *Sohn* Caesars« – er spie dieses Wort geradezu heraus – »auf die Seite der Mörder seines Vaters ziehen will?

Obwohl ich mir bei diesem gefährlichen Wortverdreher alles vorstellen kann. Jetzt müssen wir schnell handeln, sonst schwimmen uns die Felle weg!«

IN SEINEM VOM STEINREICHEN ONKEL ererbten Haus auf dem Quirinal, dessen schlichte Fassade sich schräg gegenüber dem Tempel des Quirinus erhob, war der römische Ritter und Bankier Titus Pomponius Atticus gerade dabei syngraphae — Kreditbriefe — zu unterzeichnen, als der Ostiarius ihm den Besuch des Balbus meldete. Sogleich eilte Atticus diesem höchstpersönlich bis ins Atrium entgegen, ergriff in freundschaftlicher Weise seine Hand und geleitete ihn ins Arbeitszimmer. Nachdem der Sekretär mit den unterzeichneten Bankanweisungen den Raum verlassen hatte, wandte sich der vielbeschäftigte Bankier mit liebenswürdigster Miene seinem Gast zu.

»Mein lieber Lucius Cornelius, ich freue mich, daß du in diesen Tagen die Zeit gefunden hast, mich aufzusuchen! Du bringst bestimmt Nachrichten vom jungen Caesar! Nimm doch bitte Platz. Darf ich dir etwas zu Trinken anbieten?«

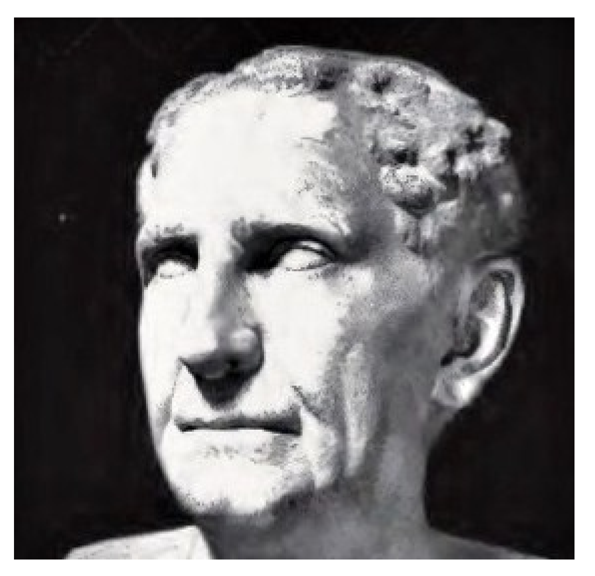
Ohne erst eine Antwort des Balbus abzuwarten, öffnete Atticus ein mit kostbaren Intarsien eingelegtes Schränkchen, dem er eine bauchige Glasflasche entnahm. Als er deren Verschluß entfernte, erfüllte sofort ein köstlicher, fruchtiger Duft den Raum. Genießerisch schnuppernd füllte der Gastgeber zwei silberne Becher, welche Treibarbeiten mit Motiven aus der Ilias aufwiesen, zu einem Viertel mit einer öligen, fast vio-

letten Flüssigkeit und reichte seinem Besucher eines der Trinkgefäße.

Mit halbgeschlossenen Augen sog Balbus den Duft der Flüssigkeit ein, kostete und sprach sodann mit Kennermiene zu dem ängstlich sein Urteil erwartenden Gastgeber: »Dein Geschmack ist wie stets unvergleichlich, lieber Pomponius. So stelle ich mir den Nektar der Götter vor!«

Zufrieden schmunzelnd trank Atticus ihm zu.

Der Besucher setzte den Becher ab und bewunderte die feine Treibarbeit.



»Ein einzigartiges Stück, nicht wahr?« rühmte Atticus voll Besitzerstolz. »Er stammt aus der Schatzkammer Alexanders des Großen, der ihn als eifriger Jünger des Bacchus fleißig benutzt haben soll. Wie dem auch sei, ich selbst erhielt ihn zusammen mit seinem Gegenstück von Marcus Cicero, dem er zur Zeit seines kilikischen Prokonsulats vom König Ariobarzanes verehrt wurde, weil er diesen vor einer gegen sein Leben gerichteten Verschwörung warnte!«

Vielsagend bemerkte Balbus: »Hätte er doch auch Caesar Anlaß zu einem solchen Geschenk gegeben!«

Sehend, daß sein Gastgeber die Anspielung sehr wohl verstand, fuhr er mit feinem Lächeln fort: »Aber um auf deine Frage zurückzukommen – ja, ich habe neue Nachrichten von Caesars Sohn. Er will sein Erbe

antreten und hat die Absicht, sich nach Rom zu begeben, um dort vor der Volksversammlung zu sprechen. Marcus Tullius hat dir bestimmt geschrieben, daß er vor kurzem von ihm und seinem Stiefvater auf dem Puteolanum besucht worden ist. Ich habe danach mit dem jungen Mann selbst gesprochen und von diesem erfahren, daß Cicero sich sehr bedeckt gehalten habe. Da ich weiß, daß du sein bester Freund bist, würde ich mir wünschen, daß du in dieser Angelegenheit noch einmal mit ihm redest.«

Balbus machte eine Pause und fuhr dann mit Nachdruck fort: »Du weißt, daß die Sache des jungen Caesar mir sehr am Herzen liegt und du mir damit einen großen Gefallen erweisen würdest!«

Um Zeit zu gewinnen, drehte Atticus den kostbaren Becher zwischen seinen beringten Fingern und betrachtete mit angelegentlichem Interesse dessen feine Reliefs. Als er wieder aufblickte, war seine Miene noch undurchdringlicher als gewöhnlich: »Du weißt, daß ich mich nicht in die Politik einmische und damit stets gut gefahren bin. Allein dadurch habe ich Sullas Herrschaft überlebt und auch den Bürgerkrieg zwischen Caesar und Pompeius.«

Balbus lauschte den Ausflüchten des Atticus mit unbewegtem Gesicht, während er dachte: ›Halte du dich nur wie immer aus allem heraus. Nur keine Farbe bekennen. Immer den Unparteiischen spielen! Allerdings wird auch für dich der Tag kommen, an dem du Stellung beziehen mußt. Und dieser Tag rückt immer näher. Und es könnte sein, daß du trotz aller Vorsicht deinen epikureischen Kopf verlierst.‹

Als hätte er die Gedanken des Balbus gelesen, blick-

te Atticus diesen forschend an und fuhr sodann, behutsam tastend und jedes Wort betonend fort: »Ich bin stets bereit, meinen Freunden ungeachtet ihrer politischen Überzeugung Rat und Unterstützung zu gewähren. Du weißt vielleicht, daß ich Marcus Brutus ein großes Darlehen für seine Spiele verschafft habe, an dem auch Vestorius in Puteoli beteiligt ist. Als du kamst, unterzeichnete ich gerade die diesbezügliche Anweisung.«

Er sah Balbus offen an: »Wenn also der junge Caesar Geld benötigt, so bin ich gerne bereit, auch ihm zu helfen. Ich habe momentan große Summen Bargeld zur Verfügung, denn Marcus Antonius hat vor kurzem seine gesamten Schulden bezahlt.«

Spöttisch bemerkte Balbus: »Mit dem Geld Caesars, das Calpurnia ihm ausgeliefert hat.«

Für einen Moment glitt über Atticus' Gesicht ein flüchtiges Lächeln, dann fuhr er, rasch wieder ernst werdend, mit Nachdruck fort: »Doch erlaß' mir bitte jede Einflußnahme auf Marcus Tullius. So etwas würde dem ganzen Wesen unserer Freundschaft widersprechen. Wenn ihr ihn für den jungen Caesar gewinnen wollt, so müßt ihr euch selbst bemühen.«

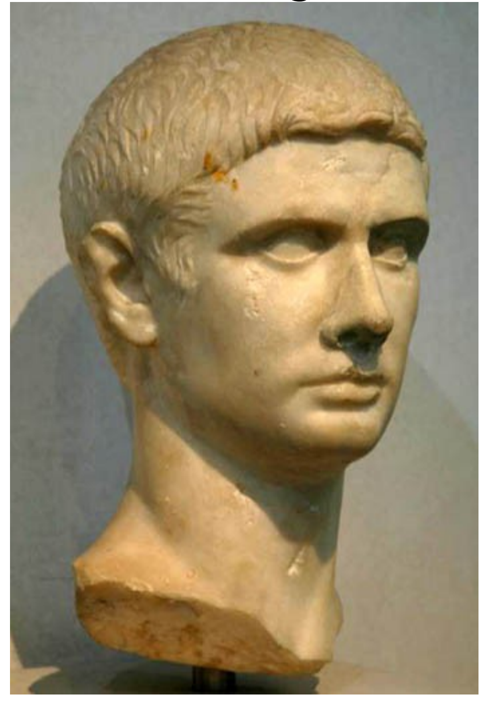
Da Balbus sein Gegenüber gut genug kannte, um zu wissen, daß bei dem sonst so hilfsbereiten Mann bezüglich Ciceros in der Tat nichts zu erreichen sein würde, ließ er, seine Enttäuschung geschickt verbergend, das Thema fallen und meinte trocken: »Ich respektiere deine Freundschaft mit Cicero. Indem du Caesar mit Geld unterstützt, trägst du schon sehr viel zum Gelingen der guten Sache bei. – Cicero wird schon von sich aus herausfinden, daß der junge Caesar für den Staat

besser ist als Marcus Antonius. «

Und mit ironischem Lächeln fügte er hinzu: »Übrigens sind Hirtius und Pansa bereits auf dem Weg zu Cicero, um sich von ihm Rhetorikunterricht geben zu lassen. Ich schätze, daß die beiden sich für Caesars Sohn verwenden werden, so daß Cicero sich doch allmählich für die Vorstellung erwärmen wird, in ihm einen guten Staatsbürger zu sehen. Schließlich sind sie die designierten Konsuln für das kommende Jahr, so daß ihr Urteil schon deshalb besonderes Gewicht bei ihm haben wird: du kennst ihn ja!«

Sprach's und leerte in einem Zuge den Becher Alexanders des Großen.

»HERR, ein Brief von Marcus Cicero!« Zerstreut blickte Brutus von seiner Lektüre auf, einer philosophischen Abhandlung. Er nahm den Brief in Empfang, brach das Siegel und überflog den Papyrusstreifen.



Während des Lesens verfinsterte sich sein ohnehin ernstes Gesicht zusehends. Als er den Inhalt in sich aufgenommen hatte, warf er die schmale Rolle mit einer zornigen Gebärde auf den Tisch und starrte zum Fenster hinaus auf die Campania.

Es war ein liebliches Hügelland, in dem südlich von Lanuvium das Laconicum des Marcus Iunius Brutus lag.

Das Flüßchen, dessen reichliches Wasser die Wiesen selbst im Sommer saftig grün erhielt, war der Eurotas des Brutus, so benannt nach dem Fluß, der die Ebene von Sparta bewässert. Das Landgut selbst hatte seinen Namen nach der Landschaft Lakonien, in der Sparta lag.

Von der Villa des Brutus aus hatte man einen weiten Blick, der im Südwesten nur durch das in der Ferne glitzernde tyrrhenische Meer begrenzt wurde, das in duftigem Blau bis zum Horizont emporzusteigen schien, um dort mit dem Äther zu verschmelzen. Es war eine bukolische Landschaft und Brutus hätte froh und zufrieden sein können, wenn nicht schwere Sorgen ihn bedrückt hätten. Da hatte man Rom von der Tyrannei befreit und durfte sich dennoch dort nicht blicken lassen! Die alten Anhänger und Günstlinge Caesars trieben weiterhin unangefochten ihr Spiel, ja, da ihr Zuchtmeister nicht mehr war, trieben sie es schlimmer als zuvor.

Wie formulierte es Cicero doch gleich? Brutus nahm den Brief erneut zur Hand und hatte nach kurzer Suche die Stelle gefunden, die ihn so zornig machte:

»Der Tyrann ist tot, doch die Tyrannis blüht und gedeiht! Wir bejubeln seine Ermordung, jedoch seine Anordnungen bleiben bestehen!«

Wie recht hat doch der große Redner mit dieser Einschätzung der Lage! Sogar die Spiele, die er als praetor urbanus gibt, muß ein Marcus Iunius Brutus durch einen Stellvertreter ausrichten lassen, da er selbst in Rom nicht mehr sicher ist! Alles scheint umsonst gewesen!

Blicklos starrte Brutus auf den fernen Meereshori-

zont. Und er hatte es sich so einfach vorgestellt! Nach Beseitigung des nach der Monarchie strebenden Tyrannen sollte die Verfassung der Republik ganz automatisch wieder in Kraft treten und die Optimaten hätten da weitergemacht, wo sie vor dem Bürgerkrieg aufgehört hatten. Damals hatte Caesar ihre Kreise gestört, heute war es Antonius mit seinen Helfershelfern, der bei einer Wiederherstellung verfassungsmäßiger Zustände alles verlieren würde und deshalb alle Hebel in Bewegung setzte, um dies zu verhindern.

Mit finsterer Miene griff Brutus erneut zum Schreiben Ciceros. Was stand darin über den Großneffen Caesars, jenen Gaius Octavius?

«Octavius ist in Neapolis eingetroffen. Dort hat Balbus ihn heute früh aufgesucht und war danach bei mir in Cumae. Wie er sagt, will er sein Erbe antreten.«

Und weiter unten:

»Balbus, Hirtius und Pansa sind hier. Vor kurzem ist auch Octavius eingetroffen, und zwar wohnt er in der benachbarten Villa des Philippus, er ist mir völlig ergeben.«

Hier eingetroffen, dort eingetroffen! Der Stil Ciceros war auch schon mal besser gewesen!

Brutus rümpfte die Nase: Gaius Octavius! Der sogenannte Sohn Caesars war ganz plötzlich aus dem Nichts aufgetaucht und erhob Ansprüche auf das Erbe und den Namen Caesars. Cicero würde sich doch nicht etwa von dem Burschen einwickeln lassen! War Cicero denn nicht klar, daß der Erbe Caesars die Verpflichtung hatte, den Mord an seinem Adoptivvater zu rächen? Und das hieß für Marcus Brutus, daß er und Cassius, Decimus Brutus Albinus, Trebonius, Casca

und all die anderen Verschwörer gefährdet waren. Auch Cicero selbst, der unmittelbar nach der Tat sie alle als Befreier und Heroen gepriesen hatte! Hoffentlich war Cicero sich dessen bewußt, daß man beiden – Antonius und Octavius – das Handwerk legen mußte. Wobei Antonius als amtierender Konsul einstweilen der ungleich Gefährlichere war, da er über die Machtmittel des Staates verfügte und das Gesetz auf seiner Seite hatte.

Auf jeden Fall mußte verhindert werden, daß der Adoptivsohn Caesars und der Konsul Antonius sich gegen die Befreier verständigten. Und das konnte man am besten erreichen durch die Beredsamkeit Marcus Ciceros! Er hatte die Amnestie fabriziert, nun sollte er dafür sorgen, daß die Caesarianer unter Antonius und Octavius nicht Front machten gegen die Republikaner unter Brutus und Cassius.

Entschlossen sprang Brutus auf und rief nach seinem *ab epistulis*, um ihm dringende Briefe an Cicero, seinen Amtskollegen Cassius und an seine Mutter Servilia zu diktieren.

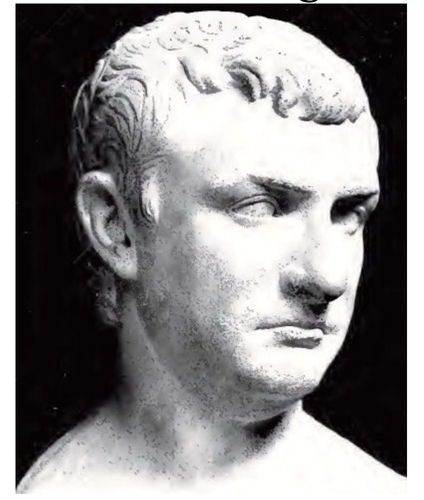
ENDLICH IN ATHEN! Gaius Trebonius hatte es geschafft. Die lange, langweilige Küstenfahrt von Patras aus, dann der Transport des Schiffes über den Isthmus von Korinth von Lechaion nach Kenchreai. Ungeduldig am Ufer auf und abgehend hatte er zugesehen, wie das Fahrzeug aus dem Wasser gehievt und dann mit Hilfe von Zugochsen auf einem Schlitten über den Diolkos gezogen worden war, jene Schleifbahn, die den Golf von Korinth mit dem saronischen Golf ver-

band. Diese Prozedur sparte eine Menge an Zeit, da man nicht mehr mühsam um den ganzen Peloponnes und das stürmische Kap Maleas herumfahren mußte. Dennoch war es ihm in seiner Ungeduld noch immer nicht schnell genug gegangen, denn es drängte ihn, in seine Provinz Asia zu kommen. Doch dann hatten sie den Isthmus schließlich überwunden und es war endlich der Piraeus in Sicht gekommen, nachdem sie im ruhigen Wasser des saronischen Golfes an Salamis und Megara vorbeigeglitten waren, immer den Bergen Attikas entgegen.

Als er im Kantharoshafen des Piraeus die Barke verließ, leuchteten ihm bereits von ferne die Tempel der Akropolis entgegen. Ein prachtvoller Anblick gegen den tiefblauen Himmel! Und er konnte den Speer der Athene in der Sonne funkeln sehen. Sein Quartier war zwar etwas beengt, denn in dem seit der sullanischen Belagerung in Trümmern liegenden Piraeus mußte er mit einem Zelt vorliebnehmen, das nicht weit von den Überresten der philonischen Skeuothek aufgeschlagen war: aber morgen bereits würde er das letzte Stück nach Athen weiterreisen, nachdem seine Liktoren den Areopag offiziell von seiner Ankunft unterrichtet hätten.

Der Prokonsul der Provinz Asia war glücklich. Er atmete tief ein: Attika! Diese seidige Luft! Er wandte sein Antlitz der Sonne zu, die wie ein strahlender Diamant in all ihrer Pracht am wolkenlosen Firmament stand: Das alles durchdringende Licht! Es hätte eines Dichters bedurft, die Empfindungen des Trebonius angemessen auszudrücken. Zwar verfaßte er selbst hin und wieder Verse: erst auf dem Schiff war ihm einiges

aus der Feder geflossen.



Inmitten des ionischen Meeres zwischen Italien und Griechenland hatte ihn die Muse geküßt. Die Seereise hatte ihn entspannt, und so hatte er, wie er es liebte, etwas zusammengereimt, was er Cicero zu schicken gedachte. Es handelte sich um eine schonungslose Abrechnung mit Antonius, die sich um einen für Trebonius sehr ehrenvoller Ausspruch Ciceros rankte. Er hatte wegen seiner etwas direkten Wortwahl zwar Bedenken, daß der in ästhetischer Hinsicht sehr kritische Cicero diese nicht ganz angemessen finden könnte, gedachte sich jedoch bei dem großen Literaten damit zu rechtfertigen, daß er sich dabei nur an das Vorbild des auch von Cicero geschätzten Lucilius gehalten habe. Außerdem habe ihm das Thema und die Person einfach keine Wahl gelassen, denn auf einen groben Klotz gehöre nun einmal ein grober Keil.

Nicht zum ersten Mal hatte er sich schriftstellerisch betätigt: schon vor einiger Zeit hatte er ein Buch mit witzigen Aussprüchen Ciceros veröffentlicht und diesem gewidmet. Cicero hatte es gut aufgenommen und auch in den führenden Kreisen Roms hatte es reißenden Absatz gefunden.

Wie so mancher in Rom war auch Gaius Trebonius darauf versessen, von Cicero durch dessen Schriften unsterblich gemacht zu werden. Zumal er vor seiner Abreise von Atticus erfahren hatte, daß Cicero etwas Aufsehenerregendes über den Tod Caesars in Arbeit

habe, in der Art des Herakleides.

In weiser Selbsterkenntnis seiner dichterischen Fähigkeiten betrachtete Trebonius jedoch seinen Meereszeitvertreib lediglich als Entwurf, den er von Athen aus an Cicero schicken würde, damit der ihn in einen seiner göttlichen Dialoge einbaute. Ein großer Stoff: Die Ermordung des Tyrannen! Sein Stolz auf die Rolle, die er selbst dabei gespielt, war nicht gering. Schließlich war er es gewesen, der den gewalttätigen Antonius vor der Kurie des Pompeius aufgehalten hatte, damit die Verschwörer ungestört ans Werk gehen konnten.

Er war mit sich zufrieden: Seine Rolle als einer der Befreier vom Tyrannen machte ihn unsterblich, die attische Sonne wärmte wohltuend seine Schultern, Rom war weit weg und er reiste im unangefochtenen Besitz des prokonsularischen Imperiums in seine Provinz Asia. Endlich konnte er wieder frei durchatmen!

Trebonius lächelte: morgen würde er den Sohn Ciceros treffen. Dessen besorgter Vater hatte ihn gebeten, in Athen nach dem Sprößling zu sehen. Marcus Cicero Junior studierte bereits seit geraumer Zeit hier in Athen, schien jedoch nach Aussage seines besorgten Vaters die Studien nicht mit dem Eifer zu betreiben, den dieser selbst seinerzeit an den Tag gelegt hatte. Es gab da Briefe seiner Lehrer und von Atticus' Geschäftsträger Xeno, die den alten Cicero aufgeschreckt hatten. Auch hatten die Mittel, die dem jungen Cicero vierteljährlich im Auftrag seines Vaters vom Bankhaus des Atticus ausgezahlt wurden, um einen standesgemäßen Lebensunterhalt in Athen zu bestreiten, offensichtlich wieder einmal nicht ausgereicht.

Titus Pomponius, der Onkel des jungen Cicero, hatte nach einem langjährigen Aufenthalt in Athen, dem er seinen Beinamen Atticus verdankte, die Verbindung dorthin auch nach seiner Rückkehr nach Rom nicht abreißen lassen. Ja, der reiche Römer hatte überdies der Stadt Athen einige Male große Darlehen gewährt und seinerzeit sogar Caesar während dessen gallischer Statthalterschaft bewogen, der Stadt eine großzügige Getreidespende zukommen zu lassen. Kurzum: Atticus war der Wohltäter und Beschützer Athens, den man dort fast wie einen Heros verehrte und dessen Statue die Agora schmückte.

VERSUNKEN IN DIE BETRACHTUNG eines Gemäldes des Apelles weilte Q. Horatius Flaccus in der Pinakothek der Propyläen. Er war der einzige Besucher, da jetzt zur heißen Mittagsstunde die Athener sich in ihre Häuser zurückgezogen hatten. Er genoß die wohltuende Kühle des luftigen Raumes, der durch die Dicke seiner Marmorwände angenehm temperiert war.

Q. Horatius war der Sohn eines wohlhabenden Freigelassenen aus dem italischen Munizipalstädtchen Venusia, den sein fürsorglicher Vater anschließend an eine sorgfältige schulische Ausbildung in Rom zum Studium nach Athen geschickt hatte, weil er seinem einzigen geliebten Sohn die beste Bildung ermöglichen wollte, die es damals gab. Denn zu den weltberühmten Lehrern Athens pilgerte das Bildungsbürgertum der antiken Welt und früher oder später kam dorthin fast jeder Sprößling der führenden Kreise Roms zum Studium oder auf seiner obligatorischen Bildungs-

reise durch die Kulturzentren des östlichen Mittelmeeres. So blieb es nicht aus, daß Horaz dort auch den Sohn Ciceros kennenlernte, der zusammen mit seinem Vetter in Athen die Vorlesungen besuchte. Sie hatten sich angefreundet, zumal Cicero Junior nicht das dünkelhafte Gebaren der hochadligen Jugend Roms an den Tag legte und Horaz nicht fühlen ließ, daß dieser der Sohn eines Freigelassenen war. Es ergab sich, daß sie dieselben Rhetoren und Philosophen hörten. Da ihre Charaktere sich ähnelten – beide waren sie leichtlebige und unkomplizierte junge Männer – verstanden sie sich auf Anhieb.

Während es Horaz dank seines dichterischen Genies bestimmt war, den Gipfel des Parnaß zu erklimmen, sollte der junge Cicero Zeit seines Lebens nicht aus dem Schatten seines großen Vaters herauskommen. Als Reiterführer des Brutus tat er sich im Bürgerkrieg allerdings zum großen Erstaunen aller durch eine bemerkenswerte militärische Begabung hervor: ganz im Gegensatz zu seinem völlig unsoldatischen Vater. Hätte das Schicksal ihm gestattet, diesen Weg weiterzugehen, so wäre ihm zweifellos eine glänzende militärische Karriere im Dienste der Republik beschieden gewesen.

Doch lagen diese Ereignisse noch im Dunkel der Zukunft verborgen und die beiden so verschiedenen jungen Römer lebten studierend und feiernd fröhlich in den heißen attischen Sommer hinein.

Horaz war während seines Rundgangs zu einem großen Bild gekommen, das die Schlacht von Marathon darstellte. Es schien ziemlich alt zu sein, denn die Farben waren verblaßt und eine Inschrift im unteren Teil war kaum noch zu erkennen. Neugierig beugte er sich vor, und indem er den altertümlichen Buchstaben langsam mit dem Zeigefinger folgte, gelang es ihm, die stolzen Verse zu entziffern:

Hier bei Marathon warfen, für Hellas im Kampfe, die Athener siegreich Mediens goldprunkendes Heer in den Staub.

Beeindruckt trat Horaz einen Schritt zurück, und um den Wohllaut der griechischen Sprache voll auszukosten, rezitierte er mit lauter Stimme die ohne Zweifel von einem begnadeten Dichter stammenden Verse.

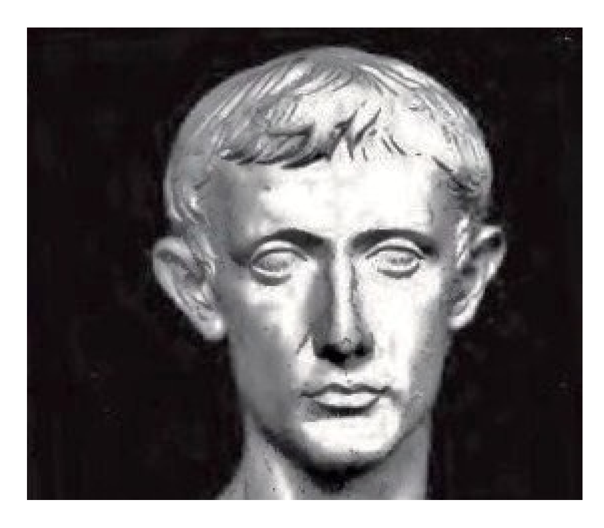
Doch jäh wurde seine weihevolle Stimmung durch lautes Gelächter beeinträchtigt. Sich unwillig umwendend erkannte er in den Störenfrieden seine Studiengenossen Marcus Cicero junior und dessen Vetter Lucius Tullius Montanus.

»An ihrem Lachen sollt ihr sie erkennen!« zitierte ärgerlich Horaz. »Was treibt euch denn um diese Zeit aus dem Haus?«

»Die Erleichterung darüber, daß es Gaius Trebonius war, der heute vormittag mit großem Tamtam vom Piräus in die Stadt geleitet worden ist«, lachte Cicero.

»Ich kann dir nicht ganz folgen!« meinte kopfschüttelnd Horaz.

Vergnügt erklärte der junge Cicero: »Also höre! Als ich vernahm, daß ein vornehmer Römer angekommen war, hatte ich schon befürchtet, daß es mein Vater sein könnte, der schon seit einiger Zeit die Absicht



hegt, mich hier zu besuchen, um sich persönlich vom Fortschritt meiner Studien zu überzeugen.«

Horaz mußte lachen, als er ihm mit komischer Dramatik seinen Schreck über die bereits im Geist gehörte Strafpredigt seines Vaters schilderte.

»Lach du nur!« knurrte der junge Cicero, »dein Vater wird hier ja garantiert nicht auftauchen! Meiner hingegen ist zu allem fähig. Er reist ständig, ist heute hier und morgen da. Bei ihm muß man mit allem rechnen. Und ich wette, Xeno hat mich bei ihm verpetzt, weil das Geld, das er mir im Auftrag meines Onkels auszahlt, wieder einmal nicht gereicht hat!«

»Das hast du nun von deiner verschwenderischen Lebensführung!« kommentierte trocken Horaz.

»Du hast es gerade nötig, mir Moral und Sparsamkeit zu predigen! Schließlich hast du wacker mitgeholfen, mein Geld unter die Leute zu bringen. Oder hat dir der Wein etwa nicht gemundet?«

»Nun streitet doch nicht! « begütigte Montanus. »Wir alle haben es uns doch auf Kosten deines Vaters recht gut gehen lassen! «

»Ja, und das muß jetzt aufhören!« erklärte Cicero. »Ich habe beschlossen, mich ab sofort einzuschränken und ernsthaft zu studieren. Vielleicht ist so noch etwas zu retten. «

»Agathe Tyche!« spottete Horaz. »Du kannst gleich damit anfangen, indem du beim Prokonsul von Asien

einen guten Eindruck machst. Denn es ist ja wohl klar, daß der im Auftrag deines Vaters nach dir sehen soll, warum würde er sonst wohl seine Reise in Athen unterbrechen? Wenn du ihm geschickt etwas vorspielst, kann er deinem Vater berichten, daß er hier einen Musterstudenten angetroffen hat. Das wird diesen erst einmal beruhigen und er sieht vielleicht davon ab, selbst nach Athen zu kommen. Ich wundere mich ohnehin, daß er bei der gegenwärtigen politischen Lage in Rom abkömmlich ist. «

Ohne auf die Bemerkung des Horaz einzugehen, nickte Cicero: »Dein Vorschlag ist gut! Ich muß unbedingt versuchen, Trebonius einzuwickeln; viel Zeit bleibt mir allerdings nicht, denn er hat mich bereits für heute Abend zu sich eingeladen. Ihr beide könnt mit mir bis dahin eine Strategie entwickeln.«

»Ist doch Ehrensache,« grinste Montanus, indem er Cicero spielerisch auf den Oberarm boxte.

»Auf, Horaz, laß uns mit unserem Musterknaben seine Rolle für heute Abend einstudieren!«

Am Abend schickte der Prokonsul der Provinz Asia eine prächtige Sänfte, um den Sohn Ciceros standesgemäß einzuholen. Erfreut und geschmeichelt stieg dieser ein und verabschiedete sich von seinen Freunden mit den Worten: »Seht ihr, Gaius Trebonius weiß, was er dem Sohn Ciceros schuldig ist. Laßt mich nur machen, dann können wir in Kürze unser altgewohntes Leben wieder aufnehmen!«

Kopfschüttelnd sah Horaz der hoch auf den Schultern der Träger davonschwankenden Sänfte nach, aus der die Hand des jungen Cicero ihnen zum Abschied lustig zuwinkte.

»Der bessert sich nie! Komm, Lucius, laß wenigstens uns die Nasen in die Kolleghefte stecken.«

SCHMUNZELND LAS MARCUS TULLIUS TIRO den Brief aus Athen. Wenn man dem jungen Herrn glauben konnte, dann hatte sich dieser endlich auf den Hosenboden gesetzt und ernsthaft zu studieren begonnen! Der junge Marcus war zwar leichtsinnig, aber ein so liebenswürdiger und charmanter Charakter, daß man ihm einfach nicht böse ein konnte, schon gar nicht Tiro, der ihn von klein auf kannte und wie einen Sohn liebte.

Als geschulter Dialektiker begann Tiro noch während der Lektüre des Schreibens automatisch das Für und Wider abzuwägen. Mußte man dem jungen Marcus Cicero nicht bei aller berechtigten Kritik zugute halten, daß dieser bereits in jungen Jahren eine regelrechte Odyssee im Troß seines von steter Unruhe getriebenen Vaters erlebt hatte? Tiro dachte an die häufigen Reisen von Landhaus zu Landhaus allein in Italien, dann an die lange Fahrt nach Kilikien mit den vielen Etappen und Zwischenaufenthalten. Schließlich war der junge Cicero auch noch zu König Ariobarzanes nach Kappadokien geschickt worden, während sein Vater das kilikische Bergnest Pindenissus belagerte.

Gerührt las Tiro noch einmal die Glückwünsche des jungen Herrn zu seinem kürzlich erworbenen Bauern-

gut, womit er sich einen lebenslang gehegten Wunsch erfüllt hatte. Die Tullii waren seine Familie und sie hatten ihn nie fühlen lassen, daß er einst ihr Sklave gewesen war. Darum blieb Marcus Tullius Tiro auch als Freigelassener bei ihnen, obwohl es ihm freigestanden hätte, eine eigene Existenz zu gründen. Der Grund war tiefverwurzelte Anhänglichkeit und weil er Marcus Cicero seit vielen Jahren als Sekretär unentbehrlich geworden war. Unlängst hatte er eine Kurzschrift entwickelt, die es ihm erlaubte, dem Redefluß Ciceros angepaßt dessen Worte festzuhalten und die nach ihm *notae Tironianae* benannt wurde.

GAIUS IULIUS CAESAR OCTAVIANUS hatte sich bereits am frühen Morgen in Begleitung zahlreicher Anhänger auf dem Forum eingefunden, um dort seine Adoption beim Stadtprätor amtlich beglaubigen zu lassen. Zuständig war Gaius Antonius, der jüngere Bruder des Konsuls. Er vertrat Marcus Brutus, der aus triftigen Gründen die Stadt verlassen hatte, allerdings nicht ohne dafür die Erlaubnis des Konsuls Antonius eingeholt zu haben, welche ihm dieser auch, froh, den Caesarmörder loszuwerden, ohne weiteres gewährt hatte.

Nachdem der neue Caesar alle gesetzlichen Formalitäten erledigt hatte, begab er sich unter den Glückwünschen seiner Freunde zum Konsul Antonius, der sich in den ehemaligen Gärten des Pompeius breitgemacht hatte.

Er hatte Marcus Antonius am Vortag um eine Unter-

redung bitten lassen. Als diesem nun gemeldet wurde, daß »Gaius Iulius Caesar« eingetroffen sei, spottete er unter dem rohen Gelächter seiner Kumpane: »Dieser sogenannte Caesar soll erst einmal eine Weile warten!«

Antonius hatte Cassius Barba, dem Befehlshaber der Leibwache, befohlen, Octavius erst nach längerer Wartezeit und dann auch nur ohne Begleitung passieren zu lassen, um ihn dadurch des Rückhalts seiner Freunde zu berauben und auf diese Weise umso leichter mit ihm fertig zu werden. Als dieser daher mit seinem Schwarm von Freunden und Verehrern eintraf, unterrichtete man ihn höflich aber bestimmt über den Befehl des Konsuls.

Octavius erkannte zu seinem Ärger, daß er nur die Wahl hatte, dem Konsul allein gegenüberzutreten oder unverrichteter Dinge wieder abzuziehen. Da er nicht der Mann war, sich von Antonius einschüchtern zu lassen, der mit seinem Verhalten gegen alle Umgangsformen der römischen Nobilität verstieß, entschied er sich kurzerhand, die Kröte zu schlucken und ihm ohne Begleitung gegenüberzutreten.

Nur gut, daß er sich schon in seiner Zeit als Favorit Caesars angewöhnt hatte, nichts dem Zufall zu überlassen und alle seine Schritte sorgfältig zu planen! Daher hatte er vorsorglich noch am Vortag mit Oppius und Balbus besprochen, wie er sich Antonius gegenüber am geschicktesten verhalten solle. Die erfahrenen Geschäftsträger des Dictators hatten ihm unter anderem eingeschärft, sich bei seiner Unterredung mit dem Konsul hauptsächlich auf zwei Inhalte zu konzentrieren. Nämlich erstens auf die Rache für Caesars Tod

und die Bestrafung der Caesarmörder und zweitens auf den Verbleib der Gelder, die Caesar hinterlassen hatte, wobei er sich von vorhersehbaren heftigen Reaktionen des als jähzornig bekannten Konsuls nicht einschüchtern lasse solle. Er möge vielmehr hartnäckig auf Antworten bestehen und Antonius auf diese Weise in die Enge zu treiben.

»Dabei wird dir dein Rhetorikstudium in Apollonia sehr zugute kommen!« hatte Balbus betont. Und Oppius hatte ergänzt: »Zumal, wie ich mit Bestimmtheit weiß, Antonius bei seinem notorischen Lotterleben schon lange keine rhetorischen Übungen mehr abhält und dadurch ziemlich aus der Übung gekommen sein wird!«

Octavius, der im Gegensatz dazu ständig in Übung geblieben war, hatte die Aufmunterung durch die »Dioskuren« merklich den Rücken gestärkt. Ja, er würde es dem versoffenen Soldaten Antonius zeigen, er, der feingebildete, rhetorisch versierte und schlagfertige Zögling der berühmten Rednerschule von Apollonia! Außerdem war er der Sohn Caesars und damit Nachfahre der Göttin Venus und schon von daher einem Abkömmling des Halbgottes Herkules, der Marcus Antonius zu sein behauptete, überlegen. So verließ er denn die »Dioskuren« mit dem festen Vorsatz, den Konsul die ganze Überlegenheit seiner Rednergabe und göttlichen Abstammung fühlen zu lassen.

Auch Antonius sah der Unterredung mit gemischten Gefühlen entgegen. Er konnte sich denken, daß der Erbe Caesars die Geldfrage ansprechen würde. Und in dieser Hinsicht war ihm gar nicht wohl in seiner Haut, da er sich der von Caesar hinterlassenen Mittel be-

dient hatte, um seine und seines Mitkonsuls Dolabella Schulden zu bezahlen. Denn obwohl er seinen Rivalen Dolabella auf den Tod nicht leiden konnte, hatte er kein anderes Mittel gesehen, um ihn von der Senatspartei weg auf seine Seite zu ziehen. Und er hatte soviel Geld für Bestechungen der unterschiedlichsten Personen benötigt, daß die riesigen Summen, die Caesar hinterlassen hatte, bereits so gut wie aufgebraucht waren. Es war daher seine Absicht, den jungen Burschen so einzuschüchtern, daß dieser aus Furcht vor ihm auf sein Erbe verzichten und sich ins Privatleben zurückziehen würde, zumal er wußte, daß dessen Stiefvater Philippus ihm bereits dringend dazu geraten hatte.

Der Konsul Marcus Antonius hatte es sich bequem gemacht. Inmitten seiner Parasiten, unter denen Publius Volumnius Eutrapelus aus Puteoli und der Athener Lysiades zusammen mit Seius Mustela und Numisius Tiro, der sich mit Cassius Barba das Kommando über die Leibwache teilte, einen besonderen Platz einnahmen, ruhte er auf einem luxuriösen, aus dem Besitz des Pompeius Magnus stammenden Lectus, den einen Arm lässig aufgestützt und mit dem anderen wie gewöhnlich den Weinbecher schwenkend.

Als der junge Caesar endlich vorgelassen wurde, verstummte die Unterhaltung und alle Gesichter wandten sich dem Jüngling zu. Es wurde so still, daß man deutlich das kurzatmige Schnaufen des korpulenten Eutrapelus vernehmen konnte.

In diese Stille hinein fielen die einleitenden Worte des Octavius, der in ehrerbietigem Ton den Konsul als vertrauten Freund Caesars und als — Vater begrüßte.

Antonius, der wegen der von ihm befohlenen rüden Behandlung einen zornig gestammelten Protest des »Caesar« erwartet und sich schon auf die Demütigung des Burschen gefreut hatte, starrte ihn an. Enttäuscht und verblüfft zugleich musterte er seinen Besucher.

Vater Antonius? Hatte er recht gehört? Der Thurinus sprach ihn mit Vater an? Er war zwar mit seinen 38 Jahren mehr als doppelt so alt wie dieser, aber gleich Vater? Marcus Antonius hatte sich angewöhnt, den Großneffen Caesars im vertrauten Kreis seiner Spießgesellen abfällig als Thurinus zu bezeichnen, seit er gehört hatte, daß dessen Vater ihn einst als kleines Kind nach einem Sieg über aufständisches Sklavengesindel in der Nähe der Stadt Thurii in Unteritalien so genannt hatte. Thurinus – das hatte etwas lächerliches, weichliches. Das paßte zu dem Weichling, der in den für ihn viel zu großen Schuhen Caesars bald auf die Nase fallen würde. Und, beim Herkules, er würde dafür sorgen, daß es diesem lächerlichen Thurinus niemals gelingen sollte, einen echten Triumph zu feiern!

Antonius musterte den Großneffen Caesars mit geringschätzigem Blick. Er kannte Octavius, seit dieser Caesar nach Spanien entgegengereist war, hatte ihn jedoch stets links liegen lassen. Allerdings war ihm schon dort das Geltungsbedürfnis des Knaben unangenehm aufgefallen. Später in Rom hatte es ihn geärgert und befremdet, daß Caesar den Halbwüchsigen mit Orden ausgezeichnet und sogar an seinen Triumphzügen hatte teilnehmen lassen, obwohl der Bursche in den Augen des Antonius eine absolute militärische Null war. Und jetzt trat diese verwöhnte Memme als neuer Caesar auf!

Einen größeren Kontrast als die beiden Gegenspieler konnte es in der Tat nicht geben. Hier Marcus Antonius im Vollgefühl seiner konsularischen Amtsgewalt, bewährter Feldherr der Schule Caesars, in der Schlacht ein wahrer Löwe, der bei Pharsalus den linken Flügel befehligt hatte, der athletische, in der Blüte seiner Jahre stehende trinkfeste, wind- und wettergegerbte Haudegen, der Abgott seiner Soldaten – und dort der schwächliche, blasse Achtzehnjährige, der weder trinkfest, noch sonst etwas war und sich dennoch erdreistete, als Sohn, Erbe, Nachfolger und Rächer Caesars aufzutreten!

Octavius, der bei seinem Eintritt noch immer in die weiße Toga gehüllt war und die roten Schuhe des Patriziers trug, zu dem Caesar ihn gemacht hatte, stand noch ganz unter dem erhebenden Eindruck der feierlichen Handlung, die seinem Besuch bei Antonius vorausgegangen war. Nämlich dem seiner Metamorphose von Gaius Octavius zu Gaius Iulius Caesar Octavianus, wobei er beschlossen hatte, das »Octavianus« zukünftig wegzulassen. Er war jetzt der *Caesar* !

Als der Konsul befremdet wissen wollte, weshalb er ihn Vater nenne, erwiderte er, Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit in Person, daß er dies aufgrund von Caesars allbekannter herzlicher Beziehung zu Marcus Antonius tue. Denn die Vaterrolle Caesars solle nunmehr auf ihn, den Älteren, den Konsul, den treuesten Freund und Anhänger Caesars übergehen.

»Caesar war mein Wohltäter und Vorbild. Das sollst nun du sein, und ich bin überzeugt, das dies auch im Sinne Caesars ist!«

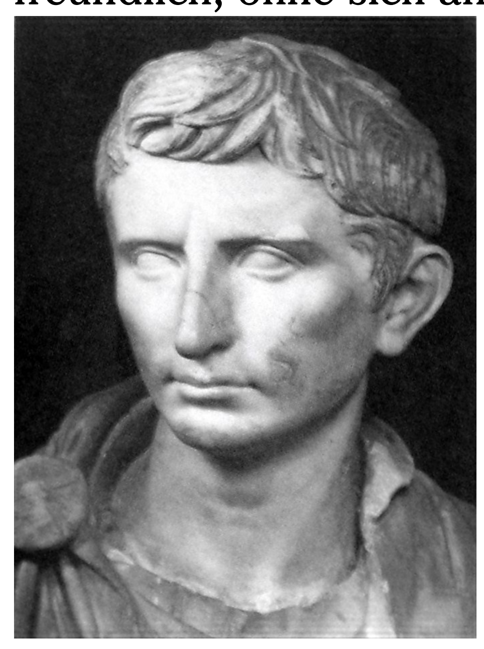
Antonius beäugte ihn mißtrauisch.

»Zuviel der Ehre,« wehrte er schließlich mit frostiger Miene ab, »aber darf ich dir einen Becher Wein anbieten?«

Als Octavius, der wie Caesar dem Wein nur sehr mäßig zuzusprechen pflegte, höflich ablehnte, knurrte Antonius achselzuckend: »Auch gut.«

Er selbst genehmigte sich mit der Frage: »Du erlaubst doch?« einen großen Schluck, rülpste ungeniert und fragte lauernd: »Kann ich sonst etwas für dich tun?«

»Das kannst du in der Tat!« erwiderte Octavius freundlich, ohne sich anmerken zu lassen, wie sehr das



ungehobelte Benehmen des Antonius ihn empörte, der ihn stehen ließ, anstatt ihm einen Platz anzubieten. Er beschloß, das Beste aus der Situation zu machen, stellte sich daher vor dem nach wie vor lässig auf seinem Lectus ausgestreckten Konsul in Positur und eröffnete die Unterredung mit den Worten: »Wenn du erlaubst, möchte ich mit dir zunächst über dein Verhalten gegenüber den Mördern meines Vaters sprechen.«

Antonius, noch immer den Weinbecher in der Hand, sah unangenehm berührt zu ihm auf.

Der Sohn Caesars fuhr fort: »Für manches, was du nach Caesars Tod getan hast, gebührt dir Dank und Anerkennung! Mit großer Freude habe ich zur Kenntnis genommen, daß du den Senat daran gehindert

hast, diese Verbrecher als Tyrannentöter zu ehren und ihnen sogar noch Belohnungen zu gewähren. Dafür möchte ich dir als Sohn und Erbe Caesars ausdrücklich danken!«

Antonius rang sich ein schiefes Lächeln ab, das jedoch erstarrte, als er Octavius sagen hörte: »Leider kann ich nicht alle deine Handlungen billigen, denn ich kann einfach nicht begreifen, weshalb du die Mörder noch immer nicht zur Rechenschaft gezogen hast! Den Amatius, der das Andenken Caesars auf seine Weise ehrte, aber immerhin ehrte, tötest du, die Mörder hingegen läßt du frei herumlaufen! Ja, du warst sogar mit der von Marcus Cicero vorgeschlagenen Amnestie einverstanden, hast dich öffentlich mit den Verschwörern versöhnt, du und Lepidus, ihr habt Brutus und Cassius zum Versöhnungsmahl geladen und zu allem Überfluß auch noch eure Söhne als Geiseln zu ihnen aufs Kapitol geschickt, damit sie diesen Verbrechern als Bürgen eures Wohlverhaltens dienen sollten!«

Antonius stutzte: Was zum Teufel nahm der Thurinus sich heraus?

»Ich bitte um Verzeihung,« hörte er Octavius sagen, »aber brennende Sorge veranlaßt mich, so mit dir zu sprechen. Deshalb verarge mir bitte nicht, daß ich es wage, einen Mann zu kritisieren, der Caesar unter Einsatz seines Lebens verteidigt hätte, wenn er nicht unter einem Vorwand von Trebonius vor der Kurie aufgehalten worden wäre.«

Antonius murmelte etwas Unverständliches.

»Es gibt leider noch immer Leute,« stellte der Sohn Caesars bitter fest, »die Brutus und Cassius Tyrannen-

töter und Befreier zu nennen wagen! In Wahrheit sind sie jedoch nur gemeine Mörder, die nach ihrer Untat wie gewöhnliche Verbrecher aufs Kapitol geflohen sind und dort im Tempel des Jupiter Asyl gesucht haben.«

»Und wären nicht Teile von Senat und Volk bestochen gewesen,« empörte er sich, »dann hätte man ihnen und den übrigen Verrätern niemals die Amnestie und darüber hinaus Straffreiheit für ihr abscheuliches Verbrechen gewährt!«

Octavius geriet allmählich in Rage: »Und das hast einzig und allein du zu verantworten,« warf er dem finster schweigenden Antonius vor, »denn du hast nicht eingegriffen, wie es deine Pflicht als Freund Caesars gewesen wäre. Du hättest die Mörder unnachsichtig zur Rechenschaft ziehen müssen, zumal das römischen Volkes dies wünschte!«

Antonius, der bereits bereute, sich mit dem Thurinus auf ein Gespräch eingelassen zu haben, fand, daß es höchste Zeit war, dem anmaßenden Frechling das Maul zu stopfen und belehrte ihn daher in harschem Ton: »Ich bitte um Verzeihung, aber du sprichst von Vorgängen, die zu beurteilen dir nicht zusteht. Denn hätte ich mich damals anders verhalten, dann wäre das ganze Gebäude, das Caesar in den letzten Jahren aufgerichtet hatte, zusammengebrochen. Nur durch diesen Kompromiß konnte ich erreichen, daß der Senat die Gültigkeit der Regierungsmaßnahmen Caesars anerkannt und bestätigt hat. Wäre dies nicht geschehen, und seine Maßnahmen als die eines Tyrannen für ungültig erklärt worden, dann hätten wir mit einem Schlag keine Magistrate mehr gehabt und auch die

Provinzen wären ohne Verwaltung gewesen, da alle Beamten und Statthalter noch von Caesar ernannt waren. Dann wäre auch sein Testament ungültig gewesen, du wärst nicht sein Sohn, hättest sein Vermögen nicht geerbt! Nicht einmal ein Begräbnis hätte man ihm gewährt!«

Und mit schneidender Stimme: »Wie du wissen wirst, sieht das Gesetz vor, daß der Körper eines Tyrannen unbeerdigt liegenbleibt, sein Andenken verflucht und sein Vermögen eingezogen wird!«

»Deshalb sei froh und dankbar,« fuhr er in eisigem Ton fort, »daß ich mit den Mördern und dem Senat durch meine Billigung der Amnestie zu einem friedlichen Ausgleich gekommen bin!« Er bedachte Octavius mit einem vernichtenden Blick.

»Aber als das Volk am Abend von Caesars Begräbnis die Häuser der Mörder zerstören wollte,« wandte dieser hitzig ein, »hast du es verhindert und als die aufgebrachten Bürger am nächsten Tag Jagd auf die Verbrecher machen wollten, hast du auch das nicht zugelassen!«

Antonius, dem schon längst die Geduld ausgegangen war, zwang sich dennoch zu einer ruhigen Antwort: »Einspruch! All das tat ich mit gutem Grund, denn als Konsul war ich für Ruhe und Ordnung in Rom verantwortlich! Die Haupttäter weilten zu diesem Zeitpunkt ohnehin nicht mehr in der Stadt, geschweige denn in ihren Häusern.« Er starrte Octavius an. Dieser starrte zurück. Darüber empört fragte Antonius in drohendem Ton: »Wie kommst du überhaupt dazu, meine Regierungsmaßnahmen zu kritisieren?«

»Das fragst du?« Octavius richtete sich stolz auf: »Ich

bin der Sohn und Nachfolger Caesars!«

Indigniert die Augenbrauen hebend sagte Antonius verächtlich: »Ich sehe nur einen Knaben, der noch nicht einmal das Recht hat, den Senat zu betreten.« Er musterte ihn von Kopf bis Fuß: »Du behauptest also, der Nachfolger Caesars zu sein! Dazu muß ich dir sagen, daß das römische Volk seit der Vertreibung der Könige niemals eine erbliche Herrschaft anerkannt hat. Deshalb magst du der Erbe von Caesars Namen und Vermögen sein, nicht aber seiner Stellung!«

»Das,« widersprach Octavius selbstbewußt, »sehe ich anders und mit mir die Mehrheit des römischen Volkes! — Aber lassen wir das! Ich möchte vielmehr noch einmal auf dein merkwürdiges Verhalten bezüglich der Mörder meines Vaters zurückkommen. Nicht nur, daß du sie weiterhin unbehelligt gelassen hast, du hast obendrein gestattet, daß sie Rom ungehindert verlassen konnten!«

Zornig wollte Antonius ihm ins Wort fallen, doch Octavius ließ sich nicht unterbrechen.

Erregt die Fäuste ballend rief er: »Und Decimus Brutus, der meinen Vater am allerschändlichsten hintergangen hat, indem er ihn in den Senat lockte und sich bei der Bluttat auch noch besonders hervortat: den läßt du ungehindert ziehen mit dem Resultat, daß er sich jetzt im Besitz Galliens befindet und auch noch ein starkes Heer hat!« Er starrte Antonius wütend an.

Dieser öffnete schon den Mund zu einer heftigen Entgegnung, als der junge Caesar einen Schritt auf ihn zu machte, den Kopf herrisch in den Nacken warf, mit dem ausgestrecktem Zeigefinger seiner Rechten auf den Konsul zeigte, seine Linke theatralisch zum Him-

mel reckte, und mit lauter Stimme rief: »Was bei allen guten Göttern, die ich hier zu Zeugen anrufe, hat dich, Marcus Antonius, zu einer solch törichten Handlungsweise bewogen? Hast du denn ganz und gar den Verstand verloren?!»

Bei diesem Auftritt des Thurinus, der für ihn an Majestätsbeleidigung grenzte und der seinem Anhang entsetzte und empörte Ausrufe entlockte, fuhr Antonius wie von einer Tarantel gestochen aus seiner bequemen Lage empor, wobei der Wein ihm über die Tunika spritzte, drosch mit der geballten Faust durch die Luft und brüllte: »Da hört sich doch alles auf! Du sprichst zu einem Konsul des römischen Volkes!«

Marcus Antonius hatte seine Selbstbeherrschung verloren, woran nicht zuletzt der seit dem Morgen ununterbrochene Weingenuß schuld war. Octavius aus blutunterlaufenen Augen anstierend donnerte er: »Ich will dir mal was sagen, Knabe! Alle diese Maßnahmen, für die ich dir im übrigen keinerlei Rechenschaft schulde, haben einen Bürgerkrieg verhindert!«

Seine Stimme wurde schrill: »Ich habe die Amnestie nur akzeptiert, weil die Mehrheit des Senats mit den Verschwörern sympathisierte! Du kannst mir glauben, daß mir das nicht leicht fiel, zumal mir bekannt war, daß zusammen mit Caesar auch ich ermordet werden sollte.« Er durchbohrte Octavius mit Blicken.

Doch wenn Antonius geglaubt hatte, mit seinem Wutausbruch den jungen Caesar einschüchtern zu können, so war er bei diesem an den Falschen geraten.

›Was ist Antonius doch für ein unbeherrschter Wüterich, genau so, wie ich ihn aus Spanien in Erinnerung habe!‹ dachte Octavius. Laut sagte er: »Das mag alles

seine Richtigkeit haben; dennoch bitte ich dich dringend, deine Haltung noch einmal zu überdenken! Nimm die Maßnahmen zurück, die du zugunsten der Mörder getroffen hast! Solltest du das jedoch aus unerfindlichen Gründen nicht können oder wollen, dann beschwöre ich dich bei allen Göttern, die über die Freundschaft wachen und auch im Namen Caesars, wenigstens mich nicht an der Ausübung meiner Pflicht zu hindern! Denn ich muß den Tod Caesars rächen! Und ich weiß, daß seine Soldaten mich darin unterstützen werden, wenn schon du es nicht tust.«

Er warf Antonius einen herausfordernden Blick zu, den dieser im unbehaglichen Bewußtsein, daß er die Soldaten brauchte und es daher nicht mit ihnen verderben durfte, wütend erwiderte. Unter finsteren Brauen starrte er Octavius drohend an und fragte mit wutbebender Stimme: »Bist du jetzt endlich fertig?!«

»Keineswegs!« gab dieser zur Antwort. »*Vater Antonius*, ich bin auch gekommen, um mit dir über Caesars Gelder zu sprechen! Wie du weißt, hat er dem römischen Volk pro Kopf dreihundert Sesterzen hinterlassen. Das macht bei dreihunderttausend männlichen Getreideempfängern neunzig Millionen. Diese Summe muß ich als sein Erbe und Testamentsvollstrecker auszahlen. Das ist meine heilige Pflicht gegenüber Caesar und dem römischen Volk!«

»Außerdem frage ich mich, wie lange die in Rom weilenden Veteranen eigentlich noch auf ihr Geld und auf den Transport in die ihnen von meinem Vater zugewiesenen Ländereien warten sollen? Du willst doch gewiß nicht, daß sie die Geduld verlieren!«

Schon wieder eine Anspielung auf die Soldaten Cae-

sars! Mit zusammengebissenen Zähnen starrte Antonius grimmig vor sich hin und umklammerte den unentbehrlichen Weinbecher mit solcher Gewalt, daß seine Knöchel weiß hervortraten und das Metall des Bechers sich zu verformen drohte. Was mußte er sich von dem unverschämten Burschen eigentlich noch alles gefallen lassen?

Und dieser schoß bereits den nächsten Giftpfeil ab: »Wie mir Calpurnia sagte, hast du die bewegliche Habe und die Gelder Caesars aus dem Amtssitz des Pontifex Maximus in dein Haus schaffen lassen!«

Er starrte Antonius herausfordernd ins vor Wut dunkelrote Gladiatorengesicht. Doch als er sah, daß dieser offensichtlich kurz davor war, die Beherrschung völlig zu verlieren, beeilte er sich, dem unberechenbaren Wüterich mit beschwichtigendem Lächeln zu versichern: »Von den kleineren Gegenständen kannst du meinetwegen alles, was dir gefällt, als Andenken an Caesar behalten. Dafür habe ich durchaus Verständnis! Die Statuen und Gemälde jedoch, die mein Vater mitsamt seinen Parkanlagen jenseits des Tiber dem römischen Volk hinterlassen hat, muß ich dich bitten herauszugeben, da sie jetzt dessen Eigentum sind. Damit ich jedoch...«

Antonius, der die angesprochenen Statuen und Bilder teils in den Park des Pompeius, teils in das von ihm ebenfalls geraubte Landhaus des Metellus Scipio bei Tibur hatte bringen lassen und diese Beute keinesfalls wieder fahren zu lassen gedachte, unterbrach ihn fast brüllend: »Was soll das heißen? Was wirfst du mir hier an den Kopf? Beschuldigst du mich etwa des Diebstahls?!« Er knirschte mit den Zähnen. Woher

wußte der das mit den Statuen und Gemälden?! Am liebsten hätte er den lästigen Burschen mit einem Faustschlag ein für alle Mal zum Schweigen gebracht.

Octavius, der die ohnmächtige Wut des Konsuls in gewisser Weise zu genießen begann, spielte die gekränkte Unschuld: »Wer, ich? Ich dich des Diebstahls bezichtigen? Das würde mir nicht einmal im Traum einfallen! – Doch höre weiter! Damit ich also die Erbschaft an das Volk auszahlen kann, brauche ich das gemünzte Geld, das Caesar für seinen Krieg gegen die Parther bereitgestellt hatte. Sollte es wider Erwarten nicht ausreichen, so bitte ich dich, mir den Rest zu leihen. Sollte das nicht möglich sein, so möchte ich dich wenigstens um Bürgschaft für eine Anleihe beim Staatsschatz ersuchen. Dafür würde ich dann selbstverständlich den gesamten Besitz meiner Familie als Sicherheit einsetzen!« Er musterte Antonius erwartungsvoll.

Dieser, der gnadenlos in die Enge getrieben war, räusperte sich und erwiderte mit erzwungener Ruhe: »Ich bitte um Verzeihung, aber deine Geldsorgen sind wirklich nicht mein Problem! Und deinen Wunsch, die Staatskasse zu beleihen,« mokierte er sich kopfschüttelnd, »wobei ausgerechnet ich den Bürgen spielen soll, kann ich nur als schlechten Scherz bezeichnen! Dir ist wohl entgangen, daß Caesar den Staatsschatz völlig leer hinterlassen hat!«

Marcus Antonius unterbrach sich, um mit einem Schluck Wein seine strapazierte Kehle anzufeuchten und stellte dann, Octavius unter gerunzelten Brauen finster musternd, richtig: »Als Gaius Caesar an die Macht gekommen war, ließ er die öffentlichen Einnah-

men zu sich bringen und dort deponieren. Dies belegen seine Rechnungsbücher. Anschließend hat er den größten Teil dieser Gelder für den von dir angesprochenen Krieg gegen die Parther nach Makedonien transferiert. Damit wurden in Demetrias Waffendepots angelegt und die sechs im Winterlager liegenden Legionen unterhalten.«

Seinen Widersacher böse anstarrend, sagte er langsam und bedeutungsschwer: »Das solltest du aber eigentlich wissen, denn wie ich höre, hast du in Apollonia allerbeste Beziehungen zu den makedonischen Legionen unterhalten!«

Als Octavius zu seinem Ärger auf diese Anspielung nicht reagierte, rächte er sich, indem er ihm mit frecher Stirn auftischte: »Die fraglichen Geldsummen jedoch, die sich in Caesars Haus befunden haben sollen, können schon aus diesen Gründen nicht so groß gewesen sein, wie du zu faseln beliebst! Zudem befindet sich das Bargeld, das ich bei Calpurnia sicherstellte, längst nicht mehr in meinem Haus, sondern es wurde in den Wirren unmittelbar nach Caesars Tod auf Befehl des Senats als unrechtmäßiges Eigentum des Tyrannen eingezogen und ist seitdem verschwunden!«

Von Balbus wußte Octavius, daß die Wahrheit anders aussah. Die Gebrüder Antonius hatten sich im Verein mit Dolabella das gesamte Geld unter den Nagel gerissen und ihre riesigen Schulden damit bezahlt.

»Und was mein Privatvermögen angeht,« hörte er Antonius behaupten, »so habe ich dieses zum größten Teil dazu verwenden müssen, den Senat gütlich zu stimmen, was letztendlich auch dir zugute gekommen ist und wofür du dich bei mir bedanken solltest, statt

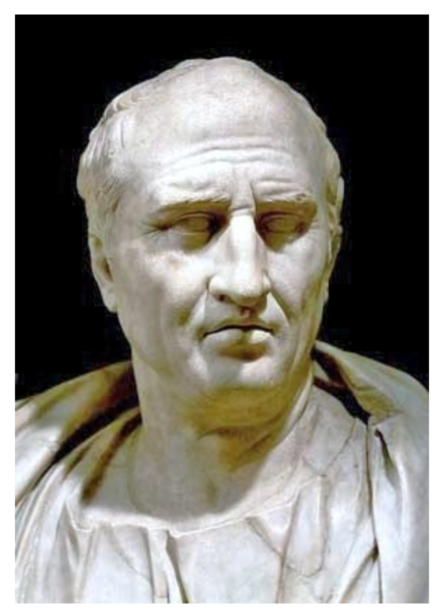
freche Vorwürfe gegen mich zu erheben!«

In Octavius stieg kalter Zorn auf. ›Verlogener Heuchler!‹ dachte er und öffnete schon den Mund zu scharfem Widerspruch, als er den Konsul sagen hörte: »Aber jetzt entschuldige mich, die Amtsgeschäfte rufen!« und mit geradezu fluchtartiger Hast erhob sich Marcus Antonius und gab dadurch zu verstehen, daß die Audienz beendet sei.

Die Absicht des Octavius, das Gespräch dennoch fortzusetzen mit einer wegwerfenden Handbewegung abtuend, winkte er, jetzt wieder ganz der Konsul, herrisch seine Liktoren heran und ließ ihn stehen mit den Worten: »Noch ein väterlicher Rat, mein Junge! — Sollte es dir wirklich gelingen, den Rest der Gelder Caesars aufzuspüren, dann verschleudere ihn nicht an den Pöbel, sondern erkaufe dir damit lieber das Wohlwollen des Senats und einflußreicher Politiker. — Wie lehren doch gleich deine Griechen? Beliebtheit beim Pöbel ist nichts wert, der jubelt dir heute zu und verflucht dich morgen!«

MARCUS TULLIUS CICERO hatte mehrere wichtige und eine geradezu erlösende Nachricht erhalten. Diese bestand in einem offiziellen Schreiben seines Exschwiegersohns, des Konsuls Dolabella, in dem dieser ihm mitteilte, daß er seinem Wunsch stattgegeben und ihn auf fünf Jahre zu seinem Legaten mit freier Wahl des Aufenthaltsorts ernannt habe. Cicero war angenehm überrascht, hatte er doch vom neuernannten Prokonsul der Provinz Syrien die *legatio libera* für nur drei Jahre erbeten. Zufrieden rieb der Konsular sich die

Hände: der gute Dolabella hatte seinen alten Schwiegervater und Mentor nicht im Stich gelassen! Und seine Schulden aus Tullias Mitgift würde er schon noch aus den Mitteln begleichen, die ihm seine syrische Statthalterschaft zweifellos einbringen würde.



Cicero jedenfalls konnte nun endlich in allen Ehren reisen, wohin er wollte. Und nach den Erlebnissen der letzten Tage würde er reisen! Oh ja, das würde er! Zuerst nach Athen, wo sein Sohn den Briefen seiner Lehrer zufolge ein allzu lustiges Studentenleben führte.

Einer dieser alarmierenden Briefe lag vor ihm, in dem der Rhetor Leonides den mangelnden Lerneifer seines Schülers beklagte. Kummervoll schüttelte Cicero das Haupt: Wie kam es nur, daß sein Sohn so wenig Ehrgeiz besaß? Wenn er an sich selbst in diesem Alter dachte! Da hatte er bei Apollonius Molo in Rhodos bereits rednerische Triumphe gefeiert. Und zwar in griechischer Sprache! Er hätte sich einen Sohn gewünscht, der wie sein Brutus die Studien mit dem nötigen Ernst betrieb. Und weil sein Sprößling das offensichtlich nicht tat, hatte er Gaius Trebonius gebeten, auf dem Weg in seine Provinz in Athen nach dem Rechten zu sehen. Dieser hatte ihm in seiner optimistischen Art beruhigend zugeredet und versprochen, sich um den anscheinend aus der ciceronischen Art geschlagenen Sprößling zu kümmern. Aber abgesehen davon…

Brutus und Cassius! Die Befreier! Mit düsterer Miene

blickte Marcus Cicero auf den Briefstapel. In diesem befand sich auch ein Brief des Brutus, in dem dieser ihm ankündigte, Italien nun doch verlassen und nach Athen gehen zu wollen. Was wollte Brutus in Athen? Etwa die Philosophen hören? In der jetzigen Situation? Und Cassius? Der konsultierte ihn nicht einmal, während Brutus wenigstens so tat, als lege er Wert auf seine Meinung.

Die beiden konnten einen wirklich zur Verzweiflung treiben. Und wenn er an das kürzlich erfolgte Treffen von Antium zurückdachte, dann konnte er nur den Kopf schütteln. Das sogenannte Geheimtreffen!

Am Morgen des 8. Juni war er vom Tusculanum kommend in Antium eingetroffen, um sich dort auf Wunsch des Brutus mit ihm und Cassius zu beraten und ihr weiteres gemeinsames Vorgehen gegen Antonius zu planen. Beim Hercules, wie dilettantisch das Ganze dann abgelaufen war! Er war dort angekommen, nur von Tiro, dem Unentbehrlichen, begleitet. Und was hatte er vorgefunden? Einen Rummelplatz wie bei den Olympischen Spielen. Vor allem die Damen, an der Spitze Servilia, hatten einen Troß mit sich geführt, der einem Heerlager alle Ehre gemacht hätte.

Er sah heute noch nicht ein, was sie dort überhaupt zu suchen gehabt hatten. In Antium sollten ernste und schwerwiegende Dinge besprochen werden, die Republik stand auf dem Spiel. Da war doch der weibliche Anhang der Befreier völlig fehl am Platz! Dennoch waren Servilia, die Mutter des Brutus, Porcia, seine Frau und Tertulla, seine Halbschwester und Ehefrau des Gaius Cassius dort aufgetaucht. Allein der Anblick Servilias hatte seine Stimmung erheblich gedämpft.

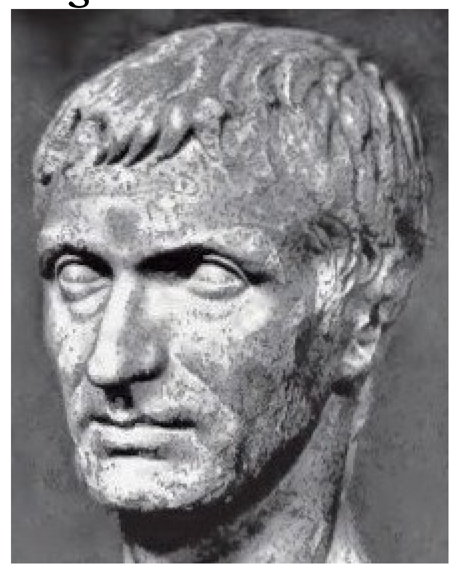
Die hochmütige Geliebte Caesars, eine Frau, die ihm seit jeher unsympathisch gewesen war! Er hatte sie noch immer im Verdacht, damals bei Caesar gegen ihn gehetzt zu haben und mitverantwortlich für seine Verbannung gewesen zu sein. Das einzige, was in seinen Augen für Servilia sprach, war allenfalls ihre Verwandtschaft mit Cato.

Im Gegensatz zur unerwünschten Gegenwart der Damen glänzte Cassius durch Abwesenheit. Gekommen war selbstverständlich auch Catos Verehrer Favonius, der meinte, nicht fehlen zu dürfen, wenn es um die Republik ging. Brutus hatte mit fast komischem Ernst dessen Anwesenheit zu rechtfertigen gesucht, ohne dabei zu merken, daß die Frauen noch weit weniger am Platz waren. Marcus Cicero hatte auch das geschluckt und schweigend den Ausführungen seines Brutus gelauscht. Immerhin waren zumindest die Sklaven hinausgewiesen worden, sodaß er unbelauscht vor seinen Gesinnungsgenossen referieren konnte. Und er hatte auf der Reise nach Antium mit Hilfe Tiros eine schöne, überzeugende Rede einstudiert.

Nach den üblichen einleitenden Floskeln hatte er begonnen: »Ich habe mir eure Angelegenheit auf dem Weg hierher sorgfältig durch den Kopf gehen lassen und bin nach Abwägung alles Für und Widers zu dem Schluß gekommen, daß es zweckmäßig wäre, wenn du, mein Brutus, dem Senatsbeschluß folgen und die Getreidebeschaffung in Kleinasien übernehmen würdest. Das hätte den Vorteil, deine persönliche Sicherheit zu gewährleisten. Dabei fährt auch der Staat am besten, denn du kannst in Asien dem sich in Italien anbahnenden Konflikt bequem aus dem Weg gehen und

überdies die Zeit für dich arbeiten lassen. Denn das Konsulat des Marcus Antonius währt nicht ewig.«

Nach diesen Worten hatte er innegehalten und bedeutungsvoll in die Runde geblickt. Brutus, auf dessen Reaktion es ihm besonders ankam, hatte jedoch nach Stoikerart, oder was er dafür hielt, keine Miene verzogen. Also hatte er weiter ausgeführt: »Und was unseren leider abwesenden Cassius angeht, so werde ich auch ihm raten, dem Senatsbeschluß zu gehorchen und seinerseits zur Getreidebeschaffung nach Sizilien zu gehen.«



Genau in diesem Moment war Cassius mit einem wütenden: »Ich denke nicht daran!« hereingeplatzt. Und er hatte ohne Luft zu holen weitergebrüllt: »Brutus kann von mir aus nach Asien gehen! Ich jedoch werde diese schmachvolle Zumutung, diesen sogenannten Senatsbeschluß, der auf dem Mist des Antonius gewachsen ist, nicht wie ein Zeichen besonderer Gnade hinnehmen und auf keinen Fall dieses lächerliche Getreide beschaffen, weder in Sizilien noch anderswo!«

Verwirrt hatte Cicero, der auf einen solchen Ausbruch nicht gefaßt gewesen war, gefragt, was er denn statt dessen zu tun gedenke.

Cassius hatte ihn angefunkelt und gebellt, daß er nach Griechenland gehen werde.

Cicero, inzwischen wieder gefaßt, hatte die Augen verdreht, tief Luft geholt und ziemlich von oben herab

gefragt:

»Und was ist gegen den Getreideauftrag einzuwenden? Selbst ich war mir nicht zu schade, als Quaestor in Sizilien Getreide für das Volk von Rom aufzukaufen. Das ist eine durchaus ehrenhafte und wichtige Aufgabe, gegen die absolut nichts einzuwenden ist.«

Cassius hatte sich vorgebeugt, den Redner wütend fixiert und gezischt:

»Das war zu Beginn deiner Laufbahn! Ich als Praetor empfinde einen solchen Auftrag, der vielleicht für junge Leute im Rang eines Quaestors angemessen ist, als Beleidigung!«

Dazu war weiter nichts zu sagen gewesen. Und Brutus, ermutigt durch die widerspenstige Haltung seines Kollegen, wollte plötzlich doch nach Rom zurück, um dort seine Spiele vor den Augen des römischen Volkes in eigener Person zu leiten. Cicero hatte geglaubt, sich verhört zu haben und entsetzt gerufen: »Aber ich habe dir doch soeben lang und breit dargelegt, warum das ausgeschlossen ist. Du bist dort auf gar keinen Fall sicher!«

Worauf Brutus, ihn nach Stoikerart starr anblickend: »Ach? Wenn das also nicht so wäre, dann hättest du nichts dagegen einzuwenden?«

Cicero, jetzt allmählich zornig werdend: »In der Tat nicht! Ich würde dir dann sogar empfehlen, überhaupt nicht in die Provinz zu gehen, weder jetzt noch nach Ablauf deiner Praetur. Aber daß du dich unter den gegenwärtigen Umständen nach Rom wagst, dafür lehne ich jede Verantwortung ab! Wie oft soll ich das noch wiederholen? Nimm doch endlich Vernunft an!«

In der betroffenen Stille, die auf seine unverblümten

Vorhaltungen folgte, zumal man solche deutlichen Worte von dem stets konzilianten Mann nicht zu hören gewohnt war, hatte er mit eiserner Beherrschung noch einmal die Gründe genannt, weshalb Brutus in Rom nicht sicher sei, der Getreideauftrag hingegen ihm die Möglichkeit gebe, ausgestattet mit Staatsgeldern und Legaten unter Wahrung des Gesichts sich aus Italien zu entfernen. Dann würde man schon weitersehen...

Und tatsächlich war es Cicero gelungen, ihm seine Absicht, nach Rom zu gehen, wieder auszureden, doch, wie er sich widerwillig eingestehen mußte, nur dank der Unterstützung Servilias, die jetzt eingriff und versprach, für eine Abänderung des Senatsbeschlusses zu sorgen. Wie sie das erreichen wollte, konnte er sich bildschön vorstellen! Die alten Beziehungen zur cäsarischen Partei, sie, die langjährige Geliebte Caesars! Und um das Maß voll zu machen, hatte sich jetzt auch noch Marcus Favonius zu Wort gemeldet, der Nachtreter Catos, der stur wie sein Vorbild darauf beharrte, hart und unnachgiebig keinen Zoll vom rechten Wege abzuweichen, was letztendlich bedeuten würde, daß Brutus und Cassius sich in Rom zur Freude des Antonius von den wütenden Veteranen Caesars zerreißen lassen sollten!

Schon damals im Feldlager in Makedonien hatte Favonius sich durch seine ungebetenen Ratschläge und spöttischen Reden unbeliebt gemacht. Cicero dachte daran, wie dieser im Kriegsrat des Pompeius, als der gegen den Rat der anderen der Schlacht mit Caesar auswich, wütend geschimpft hatte, daß er dieses Jahr wegen der Herrschsucht und Unbelehrbarkeit des Pompeius keine Feigen aus Tusculum essen könne. Da

war dem Feldherrn der Kragen geplatzt und Pompeius Magnus hatte Favonius mit drohend erhobenem Zeigefinger an das Ende des Thersites erinnert, worauf dieser betroffen geschwiegen hatte.

Hier in Antium hatte er Favonius nicht mit Drohungen, sondern mit unwiderlegbaren Argumenten zum Schweigen gebracht und mit dem Rest Überzeugungskraft, der ihm geblieben war, Brutus dazu bestimmt, Rom wenigstens für jetzt zu meiden und die Spiele wie ursprünglich beabsichtigt durch einen Stellvertreter abhalten zu lassen.

Als das geregelt war, gaben die anderen noch immer keine Ruhe, sondern hechelten nun in Ermanglung eines anderen Sündenbocks den abwesenden Decimus durch und warfen diesem vor, an allem schuld zu sein. Vor allem Cassius machte seine beißenden Bemerkungen über die alte gallische Kriegskameradschaft zwischen Decimus Brutus Albinus und Marcus Antonius, der dieser sein Überleben beim Attentat auf seinen Herrn und Meister zu verdanken gehabt hätte. An diesem Punkt fühlte sich Brutus angesprochen und begann zum Schrecken der Anwesenden, wobei nur wie nicht anders zu erwarten Favonius die Ausnahme darstellte, mit einer weitschweifigen philosophischen Rechtfertigung des Geschehens an den Iden des März, gipfelnd in der These vom Tyrannenmord!

Cicero verdrehte in Erinnerung an die steife Prinzipienreiterei des Brutus, die pseudocatonischen Ausfälle des Favonius und die unbeherrschten Wutausbrüche des Cassius noch jetzt die Augen.

Als Brutus endlich zum Ende seiner Rechtfertigungsrede gekommen war, waren bis auf Favonius, der an

den Lippen von Catos Neffen gehangen hatte, alle kurz vor dem Einschlafen gewesen.

Nicht überzeugt von Brutus’ Darlegungen hatte Marcus Cicero erneut das Wort ergriffen und versucht, den vernagelten Hirnen einzuhämmern, was wirklich an den Iden des März hätte geschehen müssen. Doch da war Servilia wie eine zweite Fulvia in furienhafter Wildheit aufgefahren und hatte ihn unterbrochen mit Bemerkungen wie »das habe ich ja noch niemanden sagen hören!« Worauf Cicero geschwiegen hatte, da er es für unter seiner Würde erachtete, sich mit dieser Frau auf ein Streitgespräch einzulassen.

Verstimmt hatte der Redner sich nach einer Anstandsfrist verabschiedet, indem er dringende Geschäfte vorschützte, die er mit seinem Bankier Vestorius in Puteoli abzuwickeln habe; er hatte gar nicht schnell genug wegkommen können, war in seine Barke gestiegen und über die Bucht davongefahren.

Den Blick müde auf die am Horizont entschwindende Villa des Brutus gerichtet, hatte er resigniert zu Tiro bemerkt: »Ich glaube, es ist doch besser, wenn ich Italien verlasse und mich nach Athen begebe, denn mit solchen Menschen ist gegen Marcus Antonius nicht anzukommen!«

ES IST ENTSCHIEDEN. Am 17. Juli geht es nach Athen. Aber ganz gemächlich. Cicero hat sich Arbeit mitgenommen. Er will für verschiedene seiner Schriften, die Atticus noch in diesem Jahr zu veröffentlichen gedenkt, die jeweiligen Vorworte schreiben. Nicht schreiben: komponieren. Das muß mit äußerster Sorg-

falt gemacht werden. Das ist Propaganda und Politik zugleich bei der großen Resonanz, die seine Schriften in Rom finden. Die Widmungen! Nur keinen vergessen, der die Sache der Befreier fördert oder fördern könnte. Dabei sehr wichtig die designierten Konsuln des kommenden Jahres: Aulus Hirtius und Gaius Pansa. Noch von Caesar bestimmt, aber gute und loyale Männer. Gemäßigte Caesarianer, mit denen man reden kann.

QUINTUS HORATIUS FLACCUS war aufgeregt: Es ging das Gerücht, daß Brutus, der Befreier, nach Athen käme. Vielleicht war er sogar schon im Piraeus an Land gegangen!

Er hielt es zu Hause nicht mehr aus und eilte auf die Straße, um sich zum Piraeus zu begeben. Vielleicht würde er am Stadttor ein Reittier mieten können. Sein Vater hatte ihm zwar unlängst einen Brief geschrieben, in dem er ihn dringend bat, ja in Athen zu bleiben und in der jetzigen Situation auf keinen Fall für eines der beiden feindlichen Lager Partei zu ergreifen. Horaz gab sehr viel auf das Urteil seines Vaters, da er wußte, daß dieser vor allem sein Wohl im Auge hatte, wenn er ihm solche Ratschläge gab. Jedoch hatte er durch seinen Umgang mit Marcus Cicero Junior und anderen Sprößlingen der Nobilität eine Begeisterung für die Tyrannenmörder entwickelt, die durch die Luft, die er hier, in der klassischen Heimat eines Harmodios und Aristogeiton atmete, noch verstärkt wurde.

AN DIESEM TAG im Oktober des Jahres 44 v. Chr. waren mehr Fremde als sonst nach Capua gekommen. Sie kamen zu Pferd und mit schwerbeladenen Wagen, die von Maultieren gezogen wurden. Im Verein mit den eisenbeschlagenen Rädern der Fahrzeuge erzeugten die Hufeisen der vielen Zugtiere einen ohrenbetäubenden Lärm auf dem Pflaster der zum Forum führenden Straße. Ihr Ziel war das geräumige Haus eines wohlhabenden Bürgers der Stadt.

Sobald der Wagenzug zum Stehen kam und die Staubwolke sich gelegt hatte, stieg der neue Caesar von seinem schnaubenden Pferd und warf einem herbeieilenden Sklaven die Zügel zu. Erleichtert sah er sich um. Endlich da! Ihn schmerzten Rücken und Beine. Jetzt ein heißes Bad und anschließend eine Massage! Um alles andere konnten sich seine Begleiter kümmern. Zuverlässig wie gewohnt, taten diese das auch. Agrippa bellte wie immer Befehle, Salvidienus sicherte den Vorplatz und Maecenas hatte die Fracht unter Kontrolle.

Das Portal in der grauen Hauswand öffnete sich mit widerwilligem Kreischen, denn die Türangeln waren lange nicht geschmiert worden. Die Ankömmlinge betraten ein großes düsteres Atrium, das noch im alten samnitischen Stil erbaut worden war. Der herbeieilende Hausherr geleitete sie persönlich in ihre Räume und anschließend ins Bad, wo man sie der Obhut der Badesklaven überließ.

Auf dem Forum von Capua standen schwere, eisenbeschlagene Geldkisten, die von handfesten Gestalten bewacht wurden. Es waren Männer, denen man ansah, daß mit ihnen nicht zu spaßen war. Davor hatte man

ein Tribunal aufgeschlagen, auf dem unter einem schattigen Baldachin Octavius saß und die Geldverteilung an die Veteranen überwachte. Neben ihm stand Maecenas, der mit undurchdringlicher Miene zusah, wie Agrippa zusammen mit Salvidienus damit beschäftigt war, den ehemaligen Soldaten Caesars, die in einer langen Schlange vor seinem Tisch warteten, das Handgeld auszuzahlen, während mehrere Schreiber die Namen der Empfänger in Listen eintrugen.

Ursprünglich hatte die Anwerbung der Veteranen in der Abgeschiedenheit ihres Quartiers stattfinden sollen, war jedoch wegen des unerwartet großen Andrangs aufs Forum verlegt worden. Seit Tagen strömten die in Kampanien angesiedelten ehemaligen Soldaten Caesars nach Capua zu dessen Sohn, um sich erneut zum Kriegsdienst verpflichten zu lassen. Es waren vor allem die Veteranen der VII. und VIII. Legion, die in den neugegründeten Kolonien Calatia und Casilinum siedelten. Hauptsächlich das schwindelerregend hohe Handgeld von zweitausend Sesterzen — mehr als der doppelte Jahressold eine Legionärs — hatte sie bewogen, ihre Höfe in weitem Umkreis zu verlassen und sich stehenden Fußes zum jungen Caesar, wie sie ihn zu nennen sich bereits angewöhnt hatten, aufzumachen. Auch die Neugier, den Sohn Caesars zu sehen, von dem in letzter Zeit so viel die Rede war, trieb sie dorthin. Ausschlaggebend für die meisten waren jedoch das Geld und die Aussicht auf Krieg und Beute. Denn ihren Beuteanteil aus den gallischen Kriegen Caesars hatten viele von ihnen bereits zum größten Teil verspielt, versoffen und verhurt. Und es gab Gerüchte, daß der junge Caesar ihnen im Fall eines Sie-

ges über seine Gegner ungeachtet der zu erwartenden Beute weitere achttausend Sesterzen zahlen würde! Damit hätte selbst der größte Verschwender für lange Zeit finanziell ausgesorgt.

Es ging allmählich gegen Mittag, und obwohl es bereits Oktober war, wurde die Hitze immer drückender. Der leichte Wind vom Meer, der morgens noch geweht hatte, flaute ab und schlief dann ganz ein. Die Fliegen, angelockt vom Gestank der ungewaschenen Bauern, in die sich Caesars Veteranen verwandelt hatten, wurden zur Plage. Selbst Octavius im Schatten seines Baldachins zog ein Tuch hervor und wischte sich den Schweiß von der Stirn.

»Der Gestank ist ja kaum noch zu ertragen!« Angeekelt verzog er sein blasses Gesicht und blickte mißvergnügt zu Maecenas auf. Dieser gab ein Zeichen, worauf ein Sklave sofort Duftwasser versprengte, das die Luft erfrischen sollte. Der kultivierte Maecenas hatte vollstes Verständnis für die Abneigung des Octavius gegen Soldatenmief. Mit hochgezogenen Brauen blickte er auf Agrippa, der vor ihnen das Geld auf den Tisch zählte und sich in diesem Meer von Gestank wohlzufühlen schien wie ein Fisch im Wasser. Jedoch was half' s! Wenn sie sich gegen Marcus Antonius behaupten wollten, mußten sie wohl diesen Mief zusammen mit der Kampfkraft der Veteranen in Kauf nehmen. Wenn doch bloß der Wind auffrischen wollte! Mit der beringten Rechten preßte er sich ein parfümiertes Tuch auf Mund und Nase. Das monotone Klingeln der Denare und Sesterzen, die Agrippa auf den Tisch zählte, drohte ihn einzuschläfern. Er neigte sich zu Octavius: »Es geht gegen Mittag. Du solltest die

Auszahlung unterbrechen lassen, denn die Hitze wird unangenehm. Ich für mein Teil wundere mich, daß noch keiner von denen umgekippt ist.«

Octavius lächelte wissend: der Grund für diese erstaunliche Zähigkeit war das Geld, das sie die ganze Zeit klimpern hörten. Die Aussicht auf die vielen Sesterzen machte die angetretenen Männer augenscheinlich immun gegen einen Sonnenstich. Er nickte: »Einverstanden! Sag Agrippa, daß er aufhören soll. Wir werden weitermachen, wenn die größte Hitze vorüber ist.«

Erleichtert trat Maecenas zu Salvidienus und Agrippa, die mechanisch die Münzen hinzählten. Soeben kam ein neuer Empfänger heran und nannte dem Schreiber seinen Namen.

Maecenas berührte Agrippa an der Schulter und raunte ihm ins Ohr: »Das ist für jetzt der Letzte. Caesar wünscht, daß wir später weitermachen!«

Agrippa blickte sich erstaunt um, dann zuckte er die Achseln und wiederholte mit lauter Stimme die Worte des Maecenas, damit auch die weiter entfernt stehenden Männer es hörten. Murren ertönte und Hunderte von Männern drängten gegen das Tribunal. Die Wächter der Geldkiste umschlossen diese enger. Mit jähem Schreck wurde Octavius, der die Szene beobachtete bewußt, daß die menschlichen Tötungsmaschinen dort unten ihn und seine Freunde im Nullkommanichts zu Hackfleisch verarbeiten konnten. Mit zitternden Beinen erhob er sich hastig und trat aus dem Schatten des Baldachins ins gleißende Sonnenlicht, damit die herandrängenden Veteranen ihn sehen konnten. Hastig hob er beide Arme, um die Aufmerksamkeit der

Männer auf sich zu lenken.

»Kameraden, hört! Es wird zu heiß! Ihr werdet euch noch einen Sonnenstich holen! Deshalb schlage ich vor, daß ihr euch jetzt in den Schatten zurückzieht, etwas Kühles trinkt und ein wohlverdientes Mittagsschläfchen macht! Um die zehnte Stunde lasse ich euch dann holen und es geht weiter. Es wird keiner zu kurz kommen, das verspreche ich euch!« – Forschend blickte er in die Runde. Als er sah, daß die Gesichter sich ihm zugewandt hatten und alles seinen Worten lauschte, fuhr er erleichtert fort: »Ich für mein Teil werde mir jetzt ein Nickerchen gönnen!« Er reckte sich und gähnte übertrieben.

Die Veteranen, die eben noch vor Geldgier gefährlich zu werden drohten, waren bei seinen ersten Worten stehengeblieben und hatten gerührt vernommen, daß der junge Caesar sich um ihr Wohlbefinden sorgte. Die Anspannung in ihren Gesichtern schwand und die Aussicht auf ein schattiges Plätzchen erschien ihnen plötzlich sehr verlockend. Zumal sie noch die beruhigende Zusicherung des jungen Caesar im Ohr hatten, daß keiner von ihnen bei der Auszahlung zu kurz kommen würde. Beifälliges Gemurmel ertönte, etliche der Männer reckten und streckten sich nach dem Vorbild des jungen Mannes dort oben auf dem Tribunal, gutmütige Scherze wurden gerissen und besänftigt strebten die gierigen Plünderer Galliens den Säulenhallen des Forums von Capua zu, um in deren Schatten gelagert darauf zu warten, daß am Nachmittag die große Geldverteilung weiterginge.

Wieder sicher in seinem kühlen Quartier angelangt, mußte Octavius sich erst einmal setzen. Das war

knapp gewesen! So etwas würde ihm nicht noch einmal passieren! Voller Zorn beauftragte er Agrippa und Salvidienus, eine starke Leibwache aus Gladiatoren aufzustellen, die ihn im Notfall wirksam verteidigen würden. Bei dieser Entscheidung fühlte er sich zwar nicht ganz wohl in seiner Haut, wollte er doch aus politischen Gründen eigentlich vermeiden, das Beispiel des Antonius nachzuahmen, dem er unlängst seine Leibwache aus Gladiatoren als unrömisch vorgehalten hatte. Doch mußte nun der Zweck die Mittel heiligen!

Nachdem das erledigt war, begann er die Post durchzusehen. Er runzelte die Stirn: Schon wieder ein belehrender Brief von Marcus Cicero! Er überflog ihn kurz und warf ihn dann zu den anderen in die Ecke, wo sie sich bereits zu einem kleinen Haufen stapelten.

Der Alte brauchte ihm wirklich nicht zu sagen, was er zu tun hatte! Sollte sich lieber seine eigene Laufbahn betrachten! Dieses Geschwafel, diese unerträglichen philosophischen Gemeinplätze! Unbegreiflich, daß dieser Mann in Rom ein solches Ansehen genoß! Allein dieses Ansehens wegen und des damit verbundenen großen Einflusses ertrug er seine Schulmeisterei. Jedoch nicht mehr lange! Zum Glück trafen sie selten zusammen, so daß er ihm nicht auch noch lauschen mußte. Diese fast übermenschliche Anstrengung, dann die Miene zu beherrschen! Nur dank langer Übung gelang ihm das.

Octavius griff sich das neueste Schreiben. Er las noch einmal die Passage, die ihn so wütend machte. Und dieser Zorn wollte heute nicht vergehen.

Was Cicero sich so vorstellte! Stets diese kleinlichen Bedenken! Immer verfassungstreu. Immer im Einklang

mit den Ansichten der Vorfahren. Da sprach der Advokat, der überkluge Rechtsverdreher. An Ängstlichkeit stand er seinem Freund und Kollegen Servius Sulpicius Rufus wirklich nicht nach. Diesen alten Politikern waren ihre jahrzehntelangen Intrigen und Durchstechereien in Fleisch und Blut übergegangen. Diese Berufsgauner hatten ihre Spielchen zum Lebenszweck werden lassen.

Wie wohltuend war doch dagegen Caesars Vorgehen, der den gordischen Knoten einfach durchhieb, natürlich unter dem Entsetzensschrei der Bande. Die hatte sich, wie es ihre Art war, feige geduckt, mit Ausnahme Catos. Der einzige, der an Willensstärke Caesar ebenbürtig war. Gut, daß der tot war, denn mit dem wäre nicht zu spaßen gewesen! Der hätte selbst Marcus Antonius in seine Schranken verwiesen. Und der einzige, das mußte man wohl oder übel einräumen, der Caesar an Geist gleichkam, war Marcus Cicero. Deshalb hatte Caesar ihn respektiert und geschätzt, trotz seiner übrigen Fehler. Leider hatte sich an den Iden des März herausgestellt, daß diese Wertschätzung recht einseitig gewesen war.

Wie hatte damals Cicero die undankbaren und feigen Verräter, die Mörder Caesars, in den Himmel gehoben und sie sogar als Befreier tituliert! Überhaupt: Brutus! Der Philosoph! Der römische Aristides! Zum Lachen.

Cornelius Balbus hatte ihn unlängst über Brutus aufgeklärt. Über den Wucherer Brutus, der die Stadt Salamis auf Zypern ruiniert hatte, indem er achtundvierzig Prozent Zinsen durch seine Mittelsmänner eintreiben ließ mit Hilfe des Statthalters von Kilikien, dessen

Reiter die Ratsherren von Salamis in deren eigenem Rathaus so lange belagert hatten, bis einige der Unglücklichen verhungert waren.

Octavius lachte freudlos. Nicht, daß er Mitleid mit irgendwelchen Griechen gehabt hätte, ihm kam es darauf an, daß dieser Skandal ein denkbar schlechtes Licht auf den Philosophen Brutus warf. Und dann der saubere Appius Claudius, der damalige Schwiegervater unseres Philosophen. Er war der Statthalter gewesen, dessen Reiter sich in Salamis auf der Insel Zypern so hervorgetan hatten.

Wie der seine Provinz hinterlassen hatte, davon konnte Cicero ein Lied singen! Und als Cicero als Nachfolger des Appius das vollkommen ruinierte Zypern übernahm, besaß Brutus die Unverschämtheit, auch ihn für seine wucherischen Zwecke einspannen zu wollen. Allerdings vergeblich, zumal Brutus zum Glück für die Untertanen damals noch nicht der von Cicero jetzt so in den Himmel gehobene Befreier und Tyrannenmörder gewesen war. Die ablehnende Haltung des Prokonsuls hatte den Wucherer damals zu einer Reihe unverschämter Briefe veranlaßt, die das Verhältnis zu seinem heutigen Bewunderer lange getrübt hatten.

Balbus hatte ihm dies alles mit spürbarem Behagen haarklein erzählt.

»Woher nimmt ein solcher Mensch das moralische Recht, den Staat vom Tyrannen zu befreien?« hatte Balbus gefragt. »Damit er so weitermachen kann, ohne daß ein Zuchtmeister wie Caesar ihm in den Arm fällt?«

Denn dieser hatte ihm und seinesgleichen auf die Fin-

ger gesehen und die Provinzen unter seine eigene Aufsicht genommen.

War das Treiben der Publicani etwa vereinbar mit Ciceros Begriff von Gerechtigkeit? Das würde dieser sich fragen lassen müssen. Gewiß, Cicero selbst hatte als Statthalter von Kilikien ein einwandfreies Regiment geführt und sich nicht durch auch nur einen Sesterz bereichert, hatte sogar seinem Gefolge in dieser Hinsicht scharf auf die Finger gesehen. Aber das galt leider nur für ihn selbst und seine Umgebung. Beim Treiben seiner Standesgenossen, der römischen Ritter, der Geldverleiher und Steuereintreiber, hatte er aus politischer Rücksichtnahme beide Augen zugedrückt und darüber hinaus solche Räuber sogar noch vor Gericht verteidigt und in nicht wenigen Fällen Freisprüche erreicht.

»Auf den Druck des Pompeius«, hatte Cicero sich damals verteidigt.

»Hier muß endlich aufgeräumt werden,« hatte Balbus, der selbst aus der Provinz stammte, mit Nachdruck gefordert, »der politische Filz beseitigt und der Staat gereinigt werden.«

Der Dictator Caesar hatte bereits damit begonnen, indem er die Publicani beseitigte und direkte Verbindungen zwischen den Städten Kleinasiens und der Provinzialregierung schuf. Jede Stadt blieb zur Zahlung einer runden Summe verpflichtet, aber sie zahlte dieses Geld nicht mehr wie früher an die Steuerpächter, sondern an den Quaestor der Provinz. Er als Caesars Sohn und Erbe würde dessen Reformen weiterführen, worauf die Herren sich verlassen konnten! Und für den nötigen Nachdruck würden jene Veteranen sor-

gen, die im Schatten der Säulenhallen des Forums von Capua begierig ihres Handgeldes harrten.

43 v. Chr.

In endloser Folge rauschten die Wogen an Asturas Strand. Obwohl man bereits die Kalenden des Dezember schrieb, herrschte noch immer gutes Wetter und der Himmel war wolkenlos. Eine milde Wintersonne stand über dem Kap der Circe und ließ die weite Fläche des tyrrhenischen Meeres erglänzen.

Am Strand stand ein Mann und starrte aufs Meer. Tief getroffen vom Verrat seines Schützlings, des jungen Caesar, hatte er sich aus Rom hierher geflüchtet.

Schon einmal hatte er die Einsamkeit Asturas gesucht. Das war nach dem Tode seiner geliebten Tochter Tullia gewesen, die zwei Jahre zuvor an den Folgen einer Fehlgeburt auf dem Tusculanum gestorben war. Er hatte damals den Ort ihres Todes nicht mehr ertragen können und war in seine Meereseinsamkeit geflüchtet. Niemand durfte ihn dort besuchen, nicht einmal sein Atticus.

Tief seufzte Marcus Cicero auf. Er fühlte sich verloren. Alles hatte er gegeben für die Verteidigung und Bewahrung der Freiheit Roms. Und jetzt stand er hier am Strand von Astura und wartete auf das Schiff, das ihn aus Italien fortführen und zu Brutus bringen sollte.

Brutus!

Hätte dieser seinen dringenden Bitten entsprochen und wäre mit seinen Legionen nach Italien gekommen, so säße er jetzt in Rom und der junge Caesar wäre nicht mehr. Statt dessen hatten Brutus seine immer verzweifelter klingenden Bitten, ja sein Flehen kalt gelassen und er hatte zuletzt in Rom auf verlorenem Posten gestanden.

In den letzten Tagen hatte Marcus Cicero gründlich über Brutus nachgedacht, jetzt, wo es für den Staat nichts mehr zu tun gab. Und er wußte nun, welch ein Charakter »sein« Brutus war!

Es waren ihm unheilvolle Parallelen aufgefallen zum jungen Caesar, dem Verräter. Die gleiche Skrupellosigkeit, der gleiche Egoismus, die gleiche ausweichende, unaufrichtige Art des Taktierens.

Er hätte es längst erkennen müssen! Wie hatte er nur so blind sein können! Denn während seiner Statthalterschaft in Kilikien hatte er den üblen Charakter des Brutus bereits zur Genüge kennengelernt.

Der rücksichtslose Wucherer !

Er war völlig verblendet gewesen, diesen Menschen so in den Himmel zu heben.

Und der junge Caesar ?

Der hatte seiner – Marcus Ciceros – Beredsamkeit und dem Namen seines Großonkels Caesar alles zu verdanken. Wie hatte er sich für den jungen Intriganten ins Zeug gelegt! Er hatte sich im Kampf für ihn und die Freiheit des Staates die tödliche Feindschaft des Marcus Antonius zugezogen, mit dem der junge Caesar jetzt gegen seinen Wohltäter und Mentor paktierte !

Er hatte den jungen Mann wie ein Kunstwerk ge-

schaffen. Er war es, der den farblosen Gesellen zum göttlichen Jüngling, zum Retter der Republik aufgebaut hatte. Er war an dieses Werk mit der gleichen Freude und dem gleichen Enthusiasmus herangegangen, wie an seine philosophischen Schriften und an seine großen Reden. Die Figur des jungen Caesar war seine ureigenste Schöpfung gewesen. Und nun hatte sich diese seine Schöpfung gegen ihn gewendet !

Der Imperator Caesar Divi filius grüßt Atticus.
Dein Freigelassener hat mir deinen Brief hier in Bononia überbracht.
Mein Atticus, ich bitte dich dringend, sorge dafür, daß Marcus Cicero schleunigst Italien verläßt. Ich konnte bei Antonius nichts für ihn erreichen. Er verlangt sein Blut. Ich mußte der Ächtung Ciceros zustimmen, obwohl ich alles versucht habe, eine solche abzuwenden. Da ich nicht weiß, wo Cicero sich jetzt aufhält, wende ich mich an dich. Stelle Cicero alles Geld, das er benötigt zu Verfügung. Vernichte diesen Brief, wenn du ihn gelesen hast.
Leb wohl!
Gegeben zu Bononia, am 30. November 43.

TIRO: Cicero sagte noch gestern zu mir, daß der junge Caesar ihn verraten habe. Kurz nach diesem Gespräch brachen wir auf, um die Küste zu erreichen. Als wir zum Formianum kamen, wurde es bereits Abend. Wir konnten nicht mehr in See stechen. Der Kapitän war heraufgekommen, um zu melden, daß sein Schiff

bereit sei und beschwor Cicero, doch wenigstens die Nacht schon an Bord zu verbringen, da er dort sicherer als an Land sei. Aber bei der bekannten Abneigung meines Herrn gegen Schiffe und das damit verbundene Geschaukel war dieser Vorschlag oder vielmehr dringende Bitte vergeblich. Cicero bestand darauf, die Nacht vor der Einschiffung in seiner Villa zuzubringen.

* * *

»WEISST DU, Livia, als ich damals auf der Rückreise aus Ägypten nach Athen kam, da hatte ich Gelegenheit, über die Leistungen der Griechen nachzudenken. Als ich sah, was Perikles nach den siegreichen Kriegen gegen die Perser dort geschaffen hatte, überlegte ich mir, ob ich in Rom nicht ähnliches erschaffen könnte. Schon als Jüngling hatte ich von der Terrasse unseres Hauses auf dem Ianiculum die großartigen Bauten des Pompeius auf dem Marsfeld bewundert.

»Jetzt hatte ich endlich die Möglichkeit und vor allem die Geldmittel, auch solche Prachtbauten zum Ruhm unserer Familie errichten zu lassen. Denn das römische Volk hatte ja unter meiner Führung den Kampf um seine Existenz siegreich bestanden. Nach der Vernichtung der Kleopatra und des Marcus Antonius war der Weg frei für einen Neuanfang. Ich verfügte jetzt über die unermeßlichen Schätze Ägyptens. Damit konnte ich nicht nur die Legionen abfinden, sondern auch noch die Hauptstadt schmücken und unseren Bürgern reichliche Spenden zukommen lassen. Auch waren durch den Untergang der Ptolemäer viele be-

gabte Handwerker und Künstler beschäftigungslos geworden. Bei diesen handelte es sich um einzigartige Leute, denn die Besten der Besten aller Länder waren an den Hof von Alexandria geströmt. Das war dort nun vorbei. Maecenas brachte mich auf die Idee, dieses brachliegende Potential für meinen Neuen Staat zu nutzen!«

Augustus sah zu Maecenas hinüber, der sich gerade mit Horaz unterhielt. Lächelnd nickte er dem alten Freund zu und trank, um seine Kehle zu befeuchten, einen Schluck verdünnten Weins aus seinem Lieblingsbecher, einem wunderbaren Stück, das Atticus ihm vererbt hatte und das aus dem Besitz Alexanders des Großen stammte. Livia, die ihrem Gemahl aufmerksam lauschte, legte ihre Hand auf seinen Unterarm und bat ihn, in seinen Ausführungen fortzufahren. Der Princeps setzte behutsam den Becher ab, lehnte sich in die Kissen des Speisesofas zurück und blickte nachdenklich zur Decke des Speisesaals empor.

»Allein für Horaz kann ich Maecenas nicht dankbar genug sein! Und hat er mir nicht auch die Bekanntschaft mit Publius Vergilius Maro vermittelt? Er ist ein großer Entdecker von Talenten – was sage ich – Genies! Ohne ihn besäßen wir letztendlich unser Nationalepos nicht. Tragisch ist nur, daß es Vergil nicht vergönnt war, die Äneis zu vollenden! Jedoch wird das, was wir davon besitzen, die Zeiten überdauern!«

Augustus richtete sich auf. Zu Horaz gewandt fragte er, um dessen Aufmerksamkeit zu erlangen, mit erhobener Stimme: »Quintus Horatius, wie steht es mit dem Carmen Saeculare? Machst du Fortschritte? Vielleicht könntest du uns etwas daraus zu Gehör

bringen!«

Der Dichter unterbrach sein Gespräch mit seinem geliebten Freund und Mäzen und wandte sich dem Princeps zu: »Verzeih, Caesar, aber ich halte es für verfrüht, jetzt schon einzelnes daraus vorzutragen. Mit Verlaub möchte ich erst nach Vollendung des Gesamtkunstwerkes damit an die Öffentlichkeit treten. Ich fürchte nämlich, daß die vorzeitige Kenntnis einzelner Teile den Gesamteindruck zerstören würde.«

Er zog ein Schreibtäfelchen hervor: »Wenn du jedoch gestattest, so möchte ich dir die unlängst von Varius und Tucca für das Grabmal unseres Vergilius verfaßte Inschrift zu Gehör bringen.«

Interessiert beugte Augustus sich vor: »O ja, mein Horaz, laß uns die Worte hören, welche die beiden treuen Freunde unserem Vergilius, der reinen Seele, gewidmet haben!«

Unter dem erwartungsvollen Schweigen der Anwesenden erhob sich Horaz und deklamierte:

Geboren hat mich Mantua,
dahingerafft Calabria.
Es birgt mich nun Parthenope.
Ich sang von Hirten, Bauern, Helden.

»Eine Grabschrift, unseres Publius Vergilius Maro würdig!« sprach bewegt Augustus, dem der zwei Jahre zuvor erfolgte Tod des Vergil wieder lebhaft vor Augen stand.

»*Dahingerafft Calabria*! Wie wahr! Ich war in Brundisium Zeuge seines Hinscheidens!«

Betrübt klagte der Princeps: »Wenn er doch seine Äneis noch zu vollenden vermocht hätte! Sein früher Tod war ein großer Verlust für Rom und für mich!«

Und zu Horaz gewendet versprach er: »Sobald ich wieder nach Neapolis komme, wird mein erster Gang mich zu seinem Grabmal führen, denn das bin ich unserem Nationaldichter schuldig!«



Vergil deklamiert vor Horaz, Varius und Maecenas

Verzeichnis der Textabbildungen